

Georg Willburger



Mitternachts-Sonne

Eine moderne Polar-Fahrt

Mit 60 Vollbildern

F 269

Freud

Mitternachts-Sonne

Eine moderne Polarfahrt

mit 60 Vollbildern

von

Georg Willburger

Drittes Tausend

München

Kommissionsverlag von Leo Hufnagel
Brunnstrasse 8.

Alle Rechte vorbehalten.

Meinem Freund

Vorwort.

Vor Reisebeschreibungen haben viele Menschen ein heimliches Grauen, ich selber ein unheimliches. Wenn aber trotzdem da und dort über diesem Buch ein Auge in Freuden glänzt, ein schöner Mund zum Lächeln sich verzieht, wenn diese „Mitternachtssonne“ einen milden Lichtstrahl hineinwerfen könnte in manch kummervolle Mitternacht, in eine einsame Krankenkammer, so würde ich auch lächeln und mich freuen wie der sonnige Hans Dahl bei seinen Bildern.

Wies-Steingaden, Oberbayern,
an einem Frühlingstag 1914.

Georg Willburger.



1. So ist der Mensch.

So ist der Mensch! — — Das war wohl just zur selben Zeit! —

Die elektrischen Funken hatten das furchtbare C. Q. D. = „Komm schnell! Gefahr!“ nach allen vier Winden hinausgesprüht und dieser grelle Bliz aus schwarzer Nacht und schwerer Not hatte die ganze Welt erschüttert: das größte, das prächtigste Schiff, das je den Ozean befahren, das „Titanische“ war auf seiner ersten, stolzen Fahrt unter den Klängen der Musik tief auf den Meeresgrund hinabgesunken. Ein riesiger Eisberg, ein Titane, hatte der Titanic den Weg verlegt und eben kamen die erschreckenden Einzelheiten von diesem größten Schiffsunglück, das die Weltgeschichte kennt, — die Menschen stützten den Kopf in die Hand und dachten nach, ob Fahrlässigkeit nicht vielleicht ein Verbrechen sei? Im Großen schon! Im Kleinen nicht!? — es war wohl just zur selben Zeit, daß ich mein Billet bestellte für

eine vierwöchentliche Meerfahrt, für eine Fahrt zum ewigen Eis und Schnee, in die Heimat der Eisberge, an die Grenzen der Erde, bis zum nördlichsten Zeppelinhafen der Welt, von dem aus Zeppelin zum Nordpol fahren wird! — War es verwegener Leichtsinn oder besonnene Verständigkeit? — So ist der Mensch!

„Weißt du, ob du auch seefest bist?“ — „Nein, das kann ich allerdings nicht wissen, weil ich noch nie eine große Seereise gemacht habe!“ — „So, und wenn du dann vier Wochen lang seekrank bist! Dann hast du von der ganzen Reise rein gar nichts.“ — „Da hast du unstreitig recht! Ich bin auch ganz deiner Ansicht: Wir sind einig in der Theorie — und in der Praxis bist du eben der Pessimiste und ich ein Optimiste — unverbesserlich!“

2. „Ich hab's gewagt“

und war froh, daß ich am 12. Juli (1912) losfahren konnte. Ich freute mich in der damaligen deutsch-italienischen Hitze auf's „Gefrorene“. In Heidelberg wurde die Trinkhalle am Bahnhof förmlich gestürmt, da Studenten und sonstige Deutsche schon morgens um 11 Uhr von einem ganz tropischen Durst gequält wurden. Der Zug hatte kurz Aufenthalt und — allerhand kann einem passieren! — ich war in Heidelberg und habe das Heidelberger Schloß nicht gesehen.

(Bei solchen und ähnlichen Stellen, meine sehr verehrten Leser und Reisebegleiter — wir wollen es gleich jetzt miteinander ausmachen! — dürfen Sie schimpfen nach Herzenslust; denn 1. möchte ich jedem Menschen seine Freiheit lassen, da ja auch ich mir erlaube, die Freiheit zu lieben und 2. hat der moderne Kulturmensch so viele Wunden in seiner Seele, daß er oft schreien und schimpfen muß. Und es ist dann gut, wenn er seine spitzigen Pfeile in dürre Blätter schießen kann, statt das Herz seines Mitarbeiters nebenan zu verwunden.)

Die Fahrt ging weiter. Ich betrachtete die Dome von Worms und Mainz, aber es ist merkwürdig, bei der Hitze wird man nicht recht warm und das Schöne blüht dann nur abends im Gesang! Worms hat nämlich eine Garnison mit Soldaten und Trommeln und Militärpikkolos und an einer Straßenkreuzung drei sehr religiöse Wirtschaften, wenn ich mich nicht täusche: „Die Wartburg“, „der Franziskaner“ und „der Kapuziner“. Sie sind zwar nicht ganz eins im Glauben aber einig in der Pflege edler und vor allem kräftiger Hausmusik. Jede der drei Wirtschaften hatte natürlich ihre eigene Musikindustrie — 3 Musikmaschinen mit Kraftbetrieb! — Ein unmusikalischer Herr hielt sie für Maschinengewehre. Allein das war natürlich eine akustische Täuschung; denn mit letzteren hatten sie nur den lebhaften Rhythmus und die kräf-

tige Intonation gemein. Sonst aber klang es ganz anders. Nur wenn alle drei zusammenspielten, was meist der Fall war, und die Trommeln die Begleitung, die Pikkolos aber die Melodieführung übernahmen, dazu der Schlachtgesang der Soldaten, dann witterte man allerdings Kampfesluft und hörte Kugeln schwirren und mußte sich gewaltsam zurückhalten, daß man nicht dreinschlug. Es war wie Bardensang aus Deutschlands bester Zeit. — Man begreift hier die große Bedeutung der Musik zu Kriegszeiten und was ein heldenhaftes Vorbild wert ist für Jahrhunderte:

„Die Väter haben's uns gelehrt,
Wie man die vollen Humpen leert.
Denn die alten Deutschen tranken ja auch,
Sie wohnten am Ufer des Rheins
Und lagen auf der Bärenhaut
Und tranken immer noch eins!
Noch eins! Noch eins!
Sie wohnten am Ufer des Rheins
Und tranken immer noch eins.“

3. „Nur am Rheine will ich leben, Nur am Rhein begraben sein!“

Kalt und schön die Nacht! Ach, wer wäre so glücklich, hinter diese Kulissen zu schauen, am Tisch der Freunde zu sitzen, wo Rheinwein perlt, wo Jugendkraft singt, die Blüte des Landes! Hier wohnt das Glück! — Wie ruht tief unten die Stadt im Mondenschein. Die Philister pflegen längst der süßen Ruhe,

sie haben keine Ahnung wie die Jugend wacht und singt und trinkt und lacht. Wie lacht und klatscht es durcheinander! Die Damenrede! Haha! Ist es nicht ein charmanter Junge? Ja schon das kleine, bewegliche Figürchen ist ein feiner Wig! — Kommandos gellen. O könnte ich hören und verstehen! Cantus steigt! Hell wie ein Knabenchor schallt's in die stille Nacht hinaus, nur kraftvoller, brausender. Es ist ein Burschensang. Und da soll ein Mädels noch bei Verstand bleiben!

„Nur am Rheine will ich leben,
Nur am Rhein begraben sein!“

Ja, ja, es gibt noch Herrlichkeiten auf der Welt, wogegen die Pracht Salomonis ein Stilleben ist auf toter Leinwand. — Und dazu gehört mit wehender Fahne eine Studentenburg auf Hohen-Tübingen und — der Rhein.

„Nur am Rheine will ich leben,
Nur am Rhein begraben sein!“

„Mein Sohn, geh nicht an den Rhein,
Dort geht das Leben zu lieblich dir ein!“

O ich darf sie sehen, diese herrliche, gefährliche Schönheit! Ich sperre die Augen auf wie ein Kind, wenn das Christkindlein mit seinem Silberglöcklein geläutet hat und die Tür geht auf, — — ich fahre den Rhein hinab. Bald kommt die erste Burg. Der Mäuseturm, die Pfalz, die Loreley. Pah, das ist ja alles erst

das Vorspiel der nun folgenden Herrlichkeit! — Da auf einmal kommt das unendlich langweilige Lechfeld und mitten drin der Kölner Dom! — Weh mir! Da nichts mächtiger ist als des Menschen Phantasie! Ich habe den Niagara-Fall gesehen und bin enttäuscht.

Aber was willst du denn sehen, mein liebes Kind? — Nach allem, was man gehört, gelesen, geschrieben, gedichtet und gesungen vom Rhein, kann man fast nur eine Ernüchterung erwarten, muß fast eine schmerzliche Enttäuschung folgen. So du also jemand überraschen willst, sage lieber weniger als zuviel! Und lies vor allem keine Reisebeschreibungen!

Der Rhein ist schön und er beschreibt manch majestätischen Bogen, aber rein landschaftlich betrachtet ist die Rheingegend eine bescheidene Schönheit. Freilich, wer ja aus der norddeutschen Streusandbüchse kommt, der wird keine Worte mehr finden. Wer aber sein Schwabenland kennt und von Hohen-Tübingen oder vom Hohentwiel einmal ins Land hinaus geschaut hat, der wird es nicht recht verstehen können, warum der Rhein so überschwenglich gepriesen wird.

Vielleicht aber hat gerade der Rhein das köstliche Verdienst, den Deutschen das Auge für landschaftliche Schönheiten geöffnet zu haben. Daß die Menschen nämlich sehen, ist noch nicht so lange her. Wird nicht von dem großen Ästhetiker Winkelmann erzählt, daß er bei seiner Fahrt aus Italien durch die Schweiz die

Vorhänge seiner Kutsche vorgezogen habe, damit sein Auge nicht beleidigt werde durch den Anblick der häßlichen, zackigen Berge und so sein verfeinerter Formensinn Schaden leide, den er an klassischer Schönheit geschult? Die Zeiten ändern sich und wir mit ihnen — gottlob! — Hat vielleicht der Rhein die Menschen von der Anschauungsweise der alten Reisenden, die hauptsächlich die Menschen studierten, hinübergeschaukelt zur modernen Betrachtungsweise, die sich zum reinen Naturgenuß erhebt? Die alten Sagen aus nebelgrauer Vorzeit, die Burgen wußten so viel Schaurig-schönes, so viel Lieblich-süßes zu erzählen. Hauptsächlich aus Interesse an den Menschen und all dem Menschlich-Schönen, das sich am Rheine abgespielt, kamen wohl die Fremden an den Rhein, in der Hoffnung, vielleicht auch so etwas Schönes zu erleben. In ihrem Glück und in ihrer Freude wurden sie dann immer mehr aufmerksam auf den Unterton, die Begleitung — das Murmeln und Rauschen des Rheins — und sie fanden, daß das Bild ihres Lebens von einem wunderschönen Rahmen eingefast sei: ein Rahmen grüner Berge, ein himmelblaues Band dazwischen, Sonnengold und Rebenduft, Glockenton und des Rheines Sang, Blütenschnee und blaue Luft. Und doch war und ist es vielleicht noch immer der Mensch, das L e b e n am Rhein, weshalb der Rhein so gepriesen wird. „Mein Sohn, geh nicht an den Rhein!“ mahnt

der erfahrene Papa seinen flotten Studio. „Warum denn nicht? Ist es so ein gefährlicher, reißender Strom?“ „Nee, das nich: da geht das Leben zu lieblich dir ein!“

Ja ja, ich weiß und ich begreife! Sollte ich aber dem Rhein unrecht getan haben, so erstatte ich es vierfach mit einem Vers von Ansgar Pöllmann:

— — — — —
Und die Maid sieht rheinauf ihn

Wie ein Kirmeß-Trunkner ziehn.
Blau in vollem Dufte lag
Burg an Burg an diesem Tag,
Die vom Westen rotbesonnt,
Standen über'm Horizont.

Doch der Bursche gab nur acht
Auf das Murmeln sanft und sacht,
Gleich als spräch von ferne her
Ihm zur Seele irgendwer.“

4. Nach Bremen.

Ich fahre gerne Eisenbahn, und in einem guten Wagen Schnellzug zu fahren halte ich für einen Genuß z. B. auf der Gotthardbahn: durch Berge, über Schluchten in kühnem Schwung, bald links, bald rechts ausbiegend, an den Bergen hinauf, in die Täler hinab und das alles in hurtigem Galopp, das ist mir ein anregendes Leben. Im Schnellzug durchs rauchende Ruhr-

gebiet und dann über Sandwellen, die schon fast keine Bäume mehr dulden, schwarzscheckige Kühe am Wasser, Windmühlen nah und fern am Horizont, o ja, das war auch schön! Eine süße, melancholische Stimmung! — Da plötzlich packt mich eine Angst, daß ich mir fast gar nicht zu helfen weiß, am liebsten würde ich gleich aussteigen: Der Zug fährt so rasch durch die Stationen, daß man meint er müßte umwerfen und mir ist, als ob noch diesen Abend unbedingt ein Eisenbahnglück geschehen müßte. Gottlob, daß ich in einer halben Stunde in Bremen bin und in den nächsten vier Wochen nicht mehr Eisenbahn fahren muß. Ich habe aus Angst vor einem Eisenbahnglück eine große Sehnsucht nach dem Schiff. So etwas ist mir in meinem Leben noch nie passiert.

Am Bremer Bahnhof wurde ich sofort abgefaßt — aber bloß von der Frau meines Freundes Max. Sie kamen von Wien über Berlin und wir hatten einander schon ein halbes Jahr lang nicht mehr gesehen und daher hatten wir uns so viel zu sagen, daß — wir einander nichts sagten.

Die größte Sehenswürdigkeit von Bremen ist scheinths die alte Windmühle und der Bremer Ratskeller, weil dort Hauff „phantasiert“ hat und der Kellner eine Miene aufsetzt, wie der Reichskanzler oder wie der Minister des Äußeren im Jahre 1913.

Städte — sind schön, z. B. Heidelberg, wenn man das Schloß nicht sieht, Salzburg und Bergen, wenn's nicht regnet, Prag, wenn man tschechisch kann, Neapel, wenn man's von weitem sieht, London im Nebel und Paris im Juli, Venedig — wohl immer und Bremen auch, wenn man nach Spitzbergen fährt.

5. „Der Große Kurfürst.“

Wie doch die Menschen pünktlich sind! Über 300 Passagiere aus aller Herren Länder sind zur festgesetzten Minute unten an der Schiffstreppe angekommen und sind bereit, das Schiff im Sturm zu nehmen. Natürlich sucht ein jedes gleich sein eigenes neues Heim auf: „Meine Kabine“. Auf dem Weg dahin stolpere ich durch verschiedene Salons, Rauchzimmer usw., obwohl ich die „Landkarte des Schiffes“ in Händen trage. Gottlob ist's noch überall deutsch! Und so gelange ich glücklich in dem großen Labyrinth in meine Kabine und bin sehr angenehm überrascht. Das Bett habe ich mir kaum halb so breit vorgestellt. Ein „Kasten“, ein „Waschtisch“ und ein „Sofa“ befindet sich darin und trotzdem noch „viel Platz“, so daß ich noch mehr Sachen mit Leichtigkeit hier unterbringen könnte als ich habe. Natürlich ist alles sehr „niedlich“ und da peinliche Sauberkeit eine Selbstverständlichkeit ist, so fühlt man sich bald zu Hause. Nachdem man

sein neues Heim in Augenschein genommen, sehnt man sich nur noch nach seinen „sieben Zwetschgen“, um sich gleich häuslich einrichten zu können. So kommen alsbald viele aus dem Bauche des Fisches wieder ans Tageslicht, um sich nach ihrem Gepäck zu erkundigen. Über das Gepäck ist ein allwissender Beamter gesetzt, aber jetzt, da erst ganze Eisenbahnen von Koffern und Kisten auf's Schiff geladen werden, kann man seine Allwissenheit noch nicht in Anspruch nehmen, sonst bekommt man in sehr freundlicher und verbindlicher Form etwas gesagt, was den schwäbischen Sinn hat: „Nur nicht brummen, 's wird schon kummen!“ Nervöse Menschen sind gleich nervös, und so haben denn auch bei der Verteilung der Erdengüter die Kisten und Koffer die Gemüter erregt, die welche da waren und die welche nicht da waren noch mehr. Schließlich haben sich dann wieder viele Sorgenfalten geglättet; denn alles hat geklappt. Ist es möglich, daß bei einem so riesenhaften und großartig klappenden Verkehr ich die einzige Unordnung sein muß und ich habe doch sicher viel mehr Sorgfalt und Genauigkeit auf die Beförderung verwendet als diese Weltreisenden. Mein Reisekoffer ist da, ist sogar von selber auf meine Kabine marschiert, aber meine photographische Kiste, die von der Fabrik aus abgeschickt werden sollte, ist allen Nachforschungen und Anstrengungen zum Trotz unauffindbar. Sehr fatal!

Äußerst mißlich! Was ist der Vogel ohne Flügel und der Photograph ohne Platte? Wie ein „Ignoramus et ignorabimus“ ist der Gepäck-Steward anzuschauen! Nach zwei Tagen, auf hohem Meer, mache ich nochmals einen Versuch nach dem Grundsatz: „Arbeiten und nicht verzweifeln“. Und siehe da, mitten im leeren, großen Gepäckraum steht einsam und allein eine Kiste, die „an den Großen Kurfürsten“ adressiert ist; aber ohne weiteren Namen. Vielleicht dachte der Packer, der Absender, ein Herr von solchem Rang, ein großer Kurfürst wird in Bremerhaven wohl zu finden sein.

Ja der „Große Kurfürst“ ist freilich eine ganz stattliche Erscheinung. Er ist bedeutend länger als der Riese Goliath und wenn er auch „schwer geladen“ hat, wenn er auch tausende von Wein- und Sektflaschen „hinuntergestellt“ hat, so hat das auf seine Gangart keinen Einfluß; denn der „Große Kurfürst“ kann sehr viel vertragen. Er hat aber auch ganz erhabene Proportionen und ganz majestätische Dimensionen. Er kam schon als Riese auf die Welt und so darf man sich nicht wundern, wenn er in seinem dreizehnten Lebensjahre 177 m und 5 cm lang und 19 m breit ist. Er besitzt die Stärke von 9000 Pferden und macht mit seinen Siebenmeilen-Stiefeln, ohne zu schwingen, bei mittlerer Anstrengung 28 km in der Stunde. Was er ißt und was er raucht will ich verschweigen, um ihn

nicht in Mißkredit zu bringen; eine Eigenart (oder Unart, wie man will) mag noch erwähnt werden: Wenn er raucht, so raucht er gewöhnlich aus zwei Röhren zugleich und vielfach Tag und Nacht. Das kommt davon her, daß er noch ledig ist und keine Kurfürstin sein eigen nennt. Übrigens behauptet er, das viele Rauchen gebe ihm Kraft geradeso wie den übrigen Deutschen das viele Trinken. — Der „Große Kurfürst“ gibt sehr viel auf Reinlichkeit und Körperpflege, nicht bloß, daß alle seine Messingknöpfe jeden Tag blank gepugt werden müssen, er wäscht sich auch alle Tage das edle Haupt (was man in der Seemannssprache das „Deck“ heißt) und zwar gründlich, aber im Gegensatz zu den übrigen Menschen nicht morgens, sondern nachts etwa von 12—1 Uhr. Daß sich trotz alledem gar oft „Bewohner“ auf seinem Haupte befinden, das läßt sich nicht ändern.

Was seinen Charakter anlangt, so ist er wie alle weitgereisten Männer alles, nur nicht engherzig. Er hat einen weiten Blick und ist in allem großzügig veranlagt. Zwar hat er eine Uhr und er läßt auch die Stunden schlagen, aber den frohen Bewohnern seines Hauses gegenüber vertritt er als Hausmeister den weitherzigen Grundsatz: „Dem Glücklichen schlägt keine Stunde!“ und vollends der goldenen Jugend! — Hat er aber einmal einen Entschluß gefaßt, so steuert er geradeswegs auf sein Ziel los und läßt

sich von seinem Kurs weder durch innere noch durch äußere Anfechtungen abbringen. Schnurstracks und geradeswegs, ja, aber nicht blindlings und gewalttätig! Nein, im Gegenteil, er ist äußerst vorsichtig und tappt nicht gern im Nebel herum. Wollen die Leute, daß er bei Nacht und Nebel durch einen Fjord fahre, so deutet er bloß auf seine Tabakspfeife, die an der Wand hängt und sagt, der Tabak sei ihm ausgegangen. Will man ihm zumuten, er solle durch die Eisschollen doch noch näher zur Eisgrenze vordringen, so sagt er: „Ich will mir nicht den Absatz wegstoßen und außerdem habe ich ein Hühnerauge an der großen Zehe!“ Das sind natürlich alles nur so malitiöse Scherzlügen, den wahren Grund sagt er bloß verständigen Leuten. Aber das muß man ihm lassen, er hat ein gutes Herz und gute Nerven und einen goldenen Humor, und diese drei Dinge muß man haben, wenn man mit der modernen Welt verkehren will. Wo es sich übrigens nicht um Prinzipien handelt, da ist er sehr nachgiebig und überhaupt sehr lenksam. Seine Pflicht tut er, ohne zu murren und ohne zu klagen. Nur ab und zu mal seufzt er leise bei Nacht, wenn seine Braut, das Meer, Perlen von ihm haben will und Gold, „Das schwache Geschlecht!“ jammert er dann, mehr darf er nicht sagen und will er auch nicht sagen; denn er ist eine friedliebende Natur und ein großer — Kinderfreund, hätte ich bald gesagt! — Vogel-

freund. Die weißen Möven fliegen ihm nach und umflattern und umschmeicheln ihn, bis er ihnen seinen „Nachtisch“ überläßt.

Dem Sirenengesang des Meeres und dem leichten Tanz der Wellen gegenüber hat der Große Kurfürst allerdings eine kleine Schwäche. Wer möchte es ihm verdenken? Wenn die weißen und grünen Wellen Hand in Hand einen Reigentanz um ihn herum aufführen, dann tut er freilich, als ob er nicht wollte, aber schließlich macht er doch mit, scheinbar genötigt, in Wahrheit aber von Herzen gern! — Er ziert sich zwar noch immer und tanzt mit zurückhaltendster Eleganz und ungeheurer Würde, aber es läßt sich nicht leugnen: Er tanzt, er tanzt, er tanzt tatsächlich, der würdige Herr. Kein Mensch hätte das von ihm geglaubt beim Einsteigen. Da ich ihn so viel gelobt, muß ich, um der Wahrheit Zeugnis zu geben, auch seine schwachen Seiten vollzählig anführen. Er hält nämlich sehr auf gutes Essen und ist ungemein prachtliebend, ja sogar ein bischen eitel. Es macht ihm immer ein besonderes Vergnügen, wenn er einen Schwaben, der bisher nur die Salondampfer des schwäbischen Meeres gesehen hat, in einen Lederfauteuil des Rauchzimmers drücken kann, so daß man ihn fast nicht mehr sieht. Manchmal führt er ihn gar gleich in den Speisesalon erster Klasse oder in den Damensalon und dann freut er sich im tiefsten

Innern seines eitlen Herzens, wenn der Arme Augen und Mund gleichweit aufsperrt, ohne noch ein Wort hervorbringen zu können.

Das ist der „Große Kurfürst“, den man trotz seiner kleinen menschlichen Schwäche recht gern hat.

6. In Bremerhaven.

Geschäftsleute sind gute Psychologen! — Fast 3000 Menschen waren vor einem Vierteljahr aufschönste und sicherste Schiff, die Titanic, gestiegen, hoffnungsfroh und siegessicher. Ja es fiel überhaupt niemand ein, an etwas Schlimmes nur zu denken. Und dieses herrliche Schiff ging unter! — — — Nun ja, wenn wir in die Gegend der Eisberge kommen, so leuchtet uns bereits die Mitternachtssonne, und wenn ein Schiff untergeht, so müssen jetzt doch nicht gleich alle untergehen. Nein, selbstverständlich, und zudem sagten mir die beiden Amerikanerinnen, die ich erst kürzlich kennen lernte, daß niemand so sicher und vorsichtig fahre als der norddeutsche Lloyd. Nein wirklich, ich hatte (wie man so sagt!!!) gar keine Angst und zudem ist mir noch eine gute Portion Keckheit angeboren. Und doch! — war irgendwo so ein unbewußtes Restchen von Unbehaglichkeit in der Seele. Geschäftsleute sind gute Psychologen! Darum ließ uns der Lloyd einen Einzugsmarsch spielen, so lustige,

leichte, frohe Weisen, daß selbst ein grießgrämiger, alter Herr zu lächeln und zu tänzeln anfang. Und so haben wir das Schiff bestiegen, die große, weite und doch nicht so ganz ungefährliche Reise begonnen unter Singen und Lachen und der allgegenwärtige Schiffsphotograph hat gleich hier an der Stiege Bilder festgehalten, die einen ebenfalls zum Lachen bringen.

Wie freute es mich, daß mir gleich liebe Briefe ausgehändigt wurden — aus dem „fernen Süden!“, und bald hatte ich ein einsames Plätzchen entdeckt, wo ich mich mit viel Freude und großem Behagen in die Lektüre vertiefte.

Kaum hatte ich das Schiff betreten, so war für mich wie mit einem Schlage die ganze Vergangenheit versunken. Wollte ich an all' die ärgerlichen Erlebnisse der letzten Zeit denken, so mußte ich mich geradezu anstrengen, die lieblichen Bilder dagegen kamen leichter an die Oberfläche. Mir wurde so wohl, so unendlich wohl! Und die Tage auf dem Meere gehören zu den gesündesten meines Lebens. Eine ganz herrliche, kräftige Luft! —

Unser Schiff war eitel Pracht und Herrlichkeit und Licht und Glanz und Freude mit samt seinen Bewohnern. Aber drüben, gleich nebenan ein Nachbar! — Da war so ein altes, schwarzes, schmutziges Schiff, über und über voll mit Menschen, Auswanderer Kopf an Kopf und jedes Gesicht war eine Lebensgeschichte.

Die Männer waren recht nachdenklich und die Frauen sehr schweigsam, die große Schar war ernst, jung und alt. Nur einige Wigbolde unter dieser Menge brachten es fertig, auch dieser Situation noch einige helle Seiten abzugewinnen. Und alle — schauten sie zu uns herüber — —

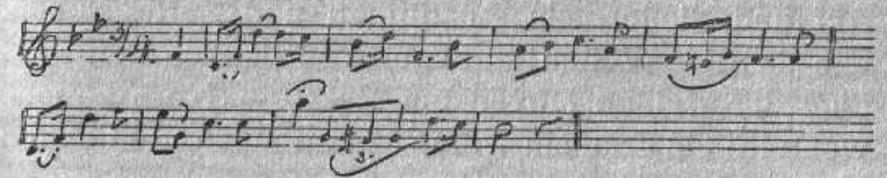
„Ober-Steward, sagen Sie meiner Stewardesse, daß ich jeden Morgen punkt 7 Uhr mein Bad haben will!“ kommandierte auf unserem Schiff eine große Dame und rauschte davon. Dann zum Deck-Steward: „Diesen Liegestuhl gleich hinter der Schugwand möchte ich für mich haben und den nebenan für meinen Mann. Hier, stecken Sie meine Visitenkarte hinein“. Der Befehl klang so, daß man sich klar war: Sie ist als Befehlshaber geboren und hat das Befehlen nicht erst auf dem Umwege des Gehorchens und Dienens gelernt. Sie war offenbar von den schönen sozialdemokratischen Ideen von der Gleichheit aller Menschen und von der weitherzigen Bruderliebe ebenso weit entfernt, wie leider die Sozialdemokratie selber.

Die Auswanderer schauten herüber und waren so still. Sie schauten ein Stimmungsbild. Wir sahen hinüber und sahen viele Stimmungsbilder. Ich schaute hinüber und herüber und es kamen mir viele Gedanken. — —

„Es sucht der Bruder seine Brüder!“ —

7. „Frühlingserwachen“.

Weckruf an Bord des D. „Großer Kurfürst“.



Ich glaube, wenn ich ein Fräulein wäre, mit dem Morgentrompeter hätte ich mich noch am gleichen Morgen verlobt! O war das ein wohliges Erwachen! Frühlingserwachen kann nicht süßer und sonniger sein! Ich wünschte nur, es möchten alle Menschen jeden Morgen mit einer so lieblichen Melodie geweckt werden! Die Trompete sang so schwellend, so verhaltend wie eine Aeolsharfe, erst aus weiter Ferne, (auf dem Hinterdeck) dann in nächster Nähe: so silberhell, so wonnig froh wie das Wächterlied im Lohengrin. Es war ein Wogen, ein musikalisches Wellenspiel und das ganze Schiff und das große Meer sang mit. O wie war es so selig, ein langsames, leichtes Schaukeln, als wollte das große Schiff den Takt zu der kleinen süßen Melodie geben, (so wie das Fräulein gleich das Köpchen wiegt, wenn von weither ein Walzer-Traum klingt) und draußen vor dem Fenster da sangen die Wellen das gleiche Lied und die aus dem Meere gestiegene Morgensonne jubelte mit im Sphärensang. Kaum ist das süße

Lied verhallt, da klingt's noch einmal aus weiter, weiter Ferne wieder. War das ein schwebendes Auf und Nieder, ein Anstürmen und Zurücksinken, wie das der Wellen und wie der fallende, steigende Flug der weißen Möven am Heck. — Noch einmal, wenn ich ein Fräulein wäre, es hätte gleich am ersten Morgen eine Verlobung gegeben auf hoher See.

[Sehr verehrte Leserin, darf ich Ihnen etwas ins Ohr sagen, daß „er“ es nicht hört, oder ich kann es Ihnen ja vielleicht in eckige Klammer schreiben, daß „er“ es nicht sieht: „Mit einer schönen Melodie am Morgen können Sie beim Herrn Papa oder beim (gegenwärtigen oder zukünftigen) Herrn Gemahl viel, sehr viel erreichen! Man sollt's nicht glauben“.]

Leider sind nicht alle Frauen musikalisch und die wenigsten können Trompete blasen, was ich sehr lebhaft bedaure; denn es gehört eine gute Schule und ziemlich viel Vorübung dazu, wenn man einem andern am frühen Morgen Glück in die Seele singen will. Leichter vielleicht ist es, eine gute Stimmung zu verscheuchen. Ich wenigstens hatte eine also glücklich-veranlagte, ehrwürdige Tante, welt- und lebenserfahren. Wenn ich einmal am Morgen mit recht leichter Seele und mit recht froher Freude aufgestanden war, dann kam totsicher ein „Goldkorn“, eine goldene Lebensregel aus dem reichen Schatz ihrer Erfahrungen: „Menschenkind, o Menschenkind,

o juble nicht zu früh . . . — “ Das hat mich dann immer gleich so in einen Ärger versetzt, daß ich den zweiten Teil schon nicht mehr hörte; aber ich glaube er enthielt eine Prophezeiung und zwar keine sehr günstige. Ich will es den alten Leutchen nicht streitig machen, daß sie eine reiche und kostbare Erfahrung haben, aber ich bezweifle, ob sie deswegen glücklicher sind. Gott gab der Jugend die Unerfahrenheit und ich glaube — sie ist ein Gottesgeschenk!

Trararari Trararara — — Diese kleine, süße Melodie hat mich seit jenem Morgen schon oft glücklich und froh gemacht und mir die Seele erleichtert. Kohlenbergwerke sind die Gaben der großen Komponisten an die Menschheit, Kohlenbergwerke für die Seele, für die Lebensfreude, für das Lebensglück. Es sind herrliche Arbeiter, diese Musiker, hochherzige Wohltäter an der armen, leidenden Menschheit. In neuerer Zeit verleihen die medizinischen Fakultäten sehr mit Recht verdienten Musikern den „Ehrendoktor in der Medizin“; denn wenn sie auch einen Tetanusbazillus von einem Typhusbazillus nicht unterscheiden können, so haben sie sich vielleicht doch um das Wohl der Menschheit mehr und um das Weh der Menschheit weniger verdient gemacht als mancher berühmte Arzt. Den beiden Herren Uhland und Schubert gebührt nachträglich noch der „Dr.“ in der Medizin für das einzige Gedicht, das einzige Lied:

„Die linden Lüfte sind erwacht“. Dafür müssen ihnen alle Mühseligen und Beladenen dankbar sein. Ja, das, glaube ich, ist des Künstlers schönster Lohn und höchste Freude — das Hochgefühl: Mit diesem Gedicht, mit diesem Lied, mit diesem Bild, mit dieser Statue erfreue ich Hunderte und Tausende von Menschen — die halbe Erde, nicht bloß in einer Stunde sondern an vielen Tagen, vielleicht Jahrhunderte lang. Ist jeder Mensch berufen ein Heiland zu werden, so ist es der Künstler hundertfach, millionenfach! Jeder gute Künstler baut sich ein bleibendes Denkmal in den Herzen seiner Brüder, wenn er auch nicht Raphael oder Beethoven heißt, wenn er auch keine andere Kunst kann als am Morgen einen frohen Weckruf blasen oder seine unendlich kleinliche und eifersüchtige Frau küssen: Herzlieb, ich verzeihe dir! —

Trararari Trararara — — Einen so schönen Morgen hatte ich schon lange nicht mehr. Der Trompeter hörte auf, aber die Wellen brachten die angestimmte Melodie nicht mehr aus dem Sinn, sie sangen immerfort. Das Waschen mußte wohl oder übel im gleichen Takt besorgt werden; denn der Gesang geht immer mehr über zum Tanz! Die Kabine tanzt mit und das kleine Meer in der Waschschüssel schaukelt auch mit. Immer im gleichen Rhythmus schaukle ich die Gänge entlang, schwing ich mich die Treppe hinauf. Die Nordsee, gestern noch ein ziemlich totes Meer,

ist heute lebendig geworden. „Das tut im Meer der Klang!“ Ist das eine bewegte Welt, alles singt und alles tanzt! Die grünen Wellen — Hoijohee!!! — sie zerstäuben zu weißem Salzstaub! — Hoihoo!!! — Wie frisch der Wind, wie stark die Luft, wie wachsen die Lebensgeister, wie jauchzt die Freude, wie steigt mit den Wellen der Mut! „Komm Freund „Max und Moritz“ wir gehen vor zum „Spiz des Schiffes“ (aus des Schwaben Seemannssprache!) da können wir das Tanzen lernen. Dort ist es am schönsten! Lege aber zuvor deine Müge an die Leine!“ —

„So mit einem Mal
aus der Luft ins Tal!
O, das ist mir ein herrliches Leben!
Wo die Wolke saust,
wo der Waldstrom braust,
kann ich auf-, kann ich niederschweben!“

O das ist freilich ein herrliches Leben, so hoch zu triumphieren über den steigenden Wellen, so tief niederzusinken und sie zu necken: Ägätscht! hast mich schon oder willst mich erst! Schau dort kommt eine! Mit hochgeschwollenem Kamm und fliegender Mähne, die frißt uns! Bumm! Am Panzer „des Großen Kurfürsten“ hat sie sich schnell verwandelt in einen ganz ungefährlichen, sogar lieblich sprühenden Springbrunnen. — Ein Gleichnis oder eine Lehre? Vorn ganz am „Spiz des Schiffes“ ist ein Pegel

ingezeichnet und da können wir hinunterschauen und mit dem Fernrohr ganz genau beobachten wie hoch die Wellen steigen, aber — o je! o weh! Max und einige Fräulein haben plötzlich den ganzen Pegel im Gesicht. Die malitiösen Meernixen haben es ihnen ins Gesicht gesagt, wie hoch sie steigen können und ich war der Lächer, bekam aber für meine Tiefsee-Forschung im nächsten Augenblick auch eins aufs Dach! — „Wo ist Moritz?“ — Sie ist in die Kabine gegangen, sie fürchtet hier vorn

8. Die Seekrankheit.

Die Salzlucht und das Solbad (ohne Wanne, bloß in fliegender Welle!) regen den Appetit an. Frisch gesalzen also verfügen wir uns in den Speisesaal. Aber Donnerwetter, man kommt ja gar nicht zum Sitzen! Ist das etwas Dummes, so ein Drehstuhl. Unten ist er festgeschraubt (offenbar damit einer ohne Gefahr des Umsturzes viel Sekt trinken kann!), aber der tote Stuhl gebärdet sich wie ein störrisches Pferd! Endlich gelingt es „Front“ zu machen, so daß man dem Tisch nicht mehr den Rücken sondern das Gesicht zukehrt. Soweit wären wir glücklich. Unterirdische Mächte heben den ganzen Speisesalon; das ist ein sehr „erhebendes“ Beginnen, wobei es einem aber gar nicht erhaben zu Mute ist. Jetzt fallen

wir! Wer weiß wohin! In welche Tiefe! — O nein, nur auf den Stuhl! Mein lebenswürdiger Nachbar zur Rechten will mich unterhalten; ich weiß nicht, ich kann fast keine Antwort geben. Wo sind meine Gedanken oder bin ich so gedankenlos? In solchen Augenblicken sucht man sich dann wenigstens ein möglichst geistreiches Aussehen zu geben, was ich dadurch zu erreichen suchte, daß ich mit „Kennerblick“ (?) die deutsch-englische Speisekarte studierte. Mein Nachbar zur Linken erhielt von mir einen Puff, nicht aus stolzem Übermut oder überflüssiger Kraft! „Entschuldigen Sie, Herr Nachbar, daß ich Sie angestoßen habe!“ — „Das ist zu verzeihen in dieser großen Wiege“. — O diese furchtbare Speisekarte und ich habe so wenig Appetit. Ich glaube, mir ist nicht so wie sonst. Was bin ich doch für ein launischer Mensch! Selbst unser ältliches Fräulein ist ganz munter und läßt ihre helle Stimme weithin erschallen. Meine übrigen Tischgenossen finden die Speisekarte vom 19. Juli außerordentlich reichhaltig und verzehren ein Kotelett um das andere und alle die andern merkwürdigen Gerichte — in der Früh, morgens um acht Uhr. Ich habe in meinem Leben noch nie so essen sehen zu dieser Tageszeit. Diese glücklichen Menschen haben ja einen unheimlich gesegneten Appetit. Mir ganz unverständlich! Freilich, es sind ja ganz delikate Sachen und schon ihr Anblick ist

eine fast unwiderstehliche Aufforderung. Ah diese herrlichen, seltenen Fische! Das Buffet schaut ja aus wie das Schaufenster einer grossen Blumenhandlung, wie eine Gemäldesammlung von „nahrhaften“ Stilleben. Trotz alledem, ich mache einen Trapisten und bleibe bei meinem heimatlichen Kaffee. „Steward, bitte einen Kaffee!“ — Donnerwetter, die ganze Gesellschaft ißt, als gelte es eine Wette und ich muß auf meinen Kaffee so lang warten. Wenn er nicht bald kommt, so . . . — aber natürlich, so ein prosaisches Frühstück nimmt niemand ein außer mir! — Er kommt noch nicht. — Hopp! Ich glaube, ich muß gar — d. h. ich wollte sagen, es scheint mir schlecht oder übel werden zu wollen. Vielleicht ist es besser ich warte nicht, bis der Kaffee kommt. Aber ich kann doch dem Kellner nicht davonlaufen! „Die größte Weisheit ist ein fester Entschluß!“ sagt Napoleon und der Kaffee — die Kage muß auch was haben! Mal ein bißchen in die Kabine gehen. Aha, mir scheint diese Geländerstangen in all den Gängen, die sind zu dem heutigen Zweck da. Langsam! es ist ja niemand in dem Gang, ich meine, hier kann man ruhig stöhnen! Wenn nur das ganze Meer und das ganze große Schiff und die ganze Reise — — O, wenn ich nur bei meiner Mutter wär! „Weißt du, ob du auch seefest bist?“ Ja mein Bruder ist ein vernünftiger Mensch und ich ein sehr

großer —. Und so eine Reise hat doch auch gar keinen Sinn. Eis, das gibt's auch bei uns genug. Schnee? Im Überfluß! Und Wasser hat der Bodensee und Berge auch gleich daneben. Nach Spitzbergen fahren? Lächerlich! Ich glaube, das war eine vorübergehende geistige Umnachtung, als ich diesen ganz und gar blödsinnigen Entschluß faßte. Vier Wochen so an der Geländerstange hängen! Das halt ich keine halbe Stunde aus; lieber sterben als acht Tage so leben! In Edinburg steige ich aus und fahre in gerader Linie direkt nach Ulm. Wenn nur der Kanal nicht wäre! Man wird dich ja ungeheuerlich auslachen. Ehre? — Mir alles wurst! — —!!!

So hing ich an der Geländerstange und machte meine Betrachtungen über Leben und Sterben. Schließlich kam ich zur Einsicht, daß es mir in der Kabine nicht besser werden wird und so ging ich zurück auf Deck und siehe da, nach einer Minute war die ganze Krankheit weg und ich kam wieder zu Verstand und lachte über meine Dummheit. Ich freute mich riesig darüber, daß ich auch das berühmte, das ganz häßliche, das gar nicht beschreiblich-abscheuliche Gefühl der Seekrankheit hatte auskosten dürfen. Gottlob! es waren ja bloß etwa vier Minuten; aber ich war vollkommen befriedigt! Ich konnte es nicht über mich bringen, die wirklich komischen Szenen, die solche Kranke zum Teil aufführten, zu

belachen. Auf Deck lag eine ganze Reihe auf den Liegestühlen und ich hätte sie zu gern photographiert, denn sie lagen da mit einem verzweifelten Gesichtsausdruck, als wären sie im letzten und furchtbarsten Stadium unglücklicher Liebe. Allein ich unterließ es; denn ich wollte die Leiden dieser Armen nicht auch noch durch den Ärger über meine Schadenfreude vermehren.

Aufgewühltes Meer — Seekrankheit. Vom Erhabenen ist oft nur ein kleiner Schritt bis zum Lächerlichen. Das Meer an diesem Tag — ein Augenblick, eine Sekunde war großartiger als die andere. Sturmeseblüten, weiß schimmernde Wogenkämme waren in der Ferne sichtbar. Wie eine geschlossene Reiter-Attaque kam ein Wogenschwalm und hob unser gewaltiges Schiff hoch empor, das eine Mal sanft, das andere Mal gewalttätig mit derber Faust. An solchen Tagen fällt bei den einen das Thermometer weit unter Null und bei den andern steigen die Lebensgeister weit über normal. Die Seekrankheit ist etwas ungemein Lustiges für die Gesunden und etwas unbeschreiblich Häßliches für die betreffenden Betroffenen. Am Tag des Sturmes wünschen sich die einen ins Nirwana und den andern sigt der Schalk nun doppelt im Nacken. Das Mitleid mit den Kranken kann ihre Freude nicht stören; denn das Mitleid ist ja immer noch das süßeste Leid.

Auf den bekiesten Wegen im Sonnenschein in Wildbad an der Enz entlang gehen, das ist wohl schön aber ein träges Leben. Auf bewegtem Meer, auf schaukelndem Schiff bei starkem Wind mit den schäumenden Wellen spazieren gehen, — das ist eine andere Lust und gar so possierlich; denn man kann da am hellichten Tag Dinge sehen, die in der lieben, fernen Heimat sich ängstlich hüllen in Nacht und Schweigen. Aber hier, umgeben von dem nassen Elemente, kommen ehrsame Jungfräulein, an deren Nüchternheit nicht einen Augenblick zu zweifeln ist, angeschritten in einem so schwerfälligen Zick-zack-flug, wie wenn es Wahrheit wäre: „Wir sind nicht mehr am ersten Glas!“ Auch ältere, ehrwürdige Damen von Stand in solch lasterhaftem Gang zu sehen, wirkt ungemein belustigend. Man hört zu dieser Zeit viele „Pardons!“ auf dem Promenadendeck und wenn man vorbeigondeln will, so kann man selbst nicht garantieren, ob man nicht diesen Sirenen in die Arme fällt, namentlich wenn noch dazu der Boden frisch gewaschen ist, aber mit den Hindernissen wächst der Mut und Übermut!

9. Nordsee — Mordsee.

Wer zehnmal über die Nordsee fährt hat neunmal stürmisches Wetter. Woher kommt das?

Man weiß es nicht und darum nimmt man an (!), daß dem Golfstrom eine Unterströmung entgegenfließt, und dann „plagen die Charaktere aufeinander!“

Von dem hohen Bord eines modernen Ozeanriesen kann man sich ja freuen an dem wandelnden Gebirge der Wellen. Das Schiff selbst bietet ebenfalls einen ganz majestätischen Anblick, wenn es so wuchtig auf- und niederpendelt. Geradezu angsterregend aber war der Anblick eines norwegischen Schifferbootes. Das war freilich ein Unterschied. Die Bewegung unseres Schiffes glich den langsamen, feierlichen Pendelschwingungen einer Turmuhr, das Fischerboot dagegen dem unruhigen und aufgeregten Pendeln eines kleinen Wandührchens. Dabei war dieses Fischerboot nur im Verhältnis zu unserm Schiff klein zu nennen; es mag immerhin die Größe eines Bodenseedampfers gehabt haben. Man konnte es fast nicht glauben, daß dieses Schiff nicht unterging und es war einem wie ein Wunder als es immer wieder aus den Wellen auftauchte. Bald sah man die vordere Hälfte, bald die hintere Hälfte nicht mehr. Immer ärger wurde der Wind, — so daß schließlich oft plötzlich das ganze Schiff von der Bildfläche verschwand und es schien in den Wellen begraben. Ja mehrmals tauchte es so tief in die Flut ein oder natürlich richtiger gesagt, es erhoben sich zwischen

unserm und diesem Schiff so hohe Wellen, daß man nicht bloß das Schiff nicht mehr sah, sondern daß von dem hohen Mastbaum nur noch 1—2 m sichtbar blieben. Das war ein ordentlicher Wind; aber wie uns die Matrosen versicherten, war das noch lange kein Sturm. Wenn ein solches Fischerboot im Sturm wieder glücklich in den schützenden Hafen einfahren kann, dann möchte das allerdings fast wie ein Wunder aussehen, oft aber geschehen auch keine Wunder und darum heißt die Nordsee in der Seemannssprache — „Mordsee“.

Warum aber bleiben denn diese kleine Fischerboote nicht daheim? — Erstens weil die Not sie aufs ruhelose Meer hinausschickt. So namentlich viele norwegische Fischer, die ohne den Fischfang überhaupt nicht leben könnten. Zweitens weil Geld und Gewinn nicht furchtsam sind. Drittens damit die Nordsee auch von den Bewohnern des Meeres mit Recht „Mordsee“ genannt werde. Laut Herders Lexikon werden nämlich in der Nordsee alle Jahre für 114 Millionen Mark Fische gefangen: Häringe, Kabeljaue, Schollen, Schell- und Haifische.

Dies und wenn die Nordsee seit dem 11. Jahrhundert 144 Ortschaften durch Sturmfluten zerstört hat, so nennt der Seemann sie wohl mit Recht „Mordsee“.

10. Die Stimmung: „Näher mein Gott zu dir“.

„Das Meer macht auf mich nicht den Eindruck der Unendlichkeit“, sagte Max bei der Ausfahrt. „Warte nur noch ein wenig, wir sehen ja noch auf drei Seiten Land!“ — Der „Rote-Sand-Leuchtturm“ ist vorbei, aber Helgoland gibt dem Auge noch einen Stützpunkt und das Meer ist noch nicht unendlich. —

Heimwärts fliegen die Gedanken: Du bist die Ruh! Am sanften Hang, über die niedere Kuppe wehen die Halme wie Wellen, fluten der Felder goldene Saaten. Weicher Wind wiegt sie zur nächtlichen Ruh. Heimwärts ziehen müde die Menschen. Die Kühle und des Abends Stille haben sich einander zugesellt. Der Blick bewundert des Himmels reiches Gold. Die Sonne spricht den Abendsegens übers Land und an ein Kreuz gelehnt übersieht der Wanderer die schwäbischen Lande: Du bist die Ruh! —

Der erste Abend sinkt aufs Meer. $\frac{1}{2}$ 10 Uhr, schwere Wolkenballen am Himmel und doch ist es noch nicht finster! Das Meer weit umher und ein einziges Schiff inmitten des großen Kreises und sonst nichts. Jetzt ist das Meer unendlich geworden. Dunkelblau der Himmel, schwarz das Meer, ein kalter Wind und aufsteigende Nacht: das ist ein anderer Abend!

Weither rauschen die Wellen; hohe Wogen schlagen an die Planken. Das Schiff kämpft gegen die Mächte der Unterwelt, gegen die Gewalt der Wasser, es kämpft gegen das Reich der Lüfte, gegen die wilde Reiterschar der Winde. Es schwankt und und gibt nach und hat seine majestätische Ruhe verloren; aber trotz alle dem steuert es gerade los auf's Ziel. Mitten im Schwanken nach allen Seiten bleibt es treu seinem innersten Sinn. Nicht Wind, nicht Welle kann seine Straße biegen, in gerader Linie geht es zu auf seinen Port wie ein Heiliger auf Gott!

So menschenleer, so herrlich still ist's jetzt auf Deck; denn die Luft ist kühl und feucht, die Nacht bricht an. Im Gesellschaftszimmer ist es hell und warm wie zur Frühlingszeit. Wer hat da draußen auf Deck etwas zu suchen! — „Ach, laß sie ruhen, die Toten!“ — —

Allein auf Deck. Feierstunde. Der große Moment ist jetzt gekommen, wo alle Einzelheiten, Kleinlichkeiten verschwunden sind. Ach laß sie ruhen! Man sieht nur noch Gewaltiges und Endloses: hohen Himmel, weites Meer! Das ist die Stunde des Gewaltigen, des Unendlichen: „Näher mein Gott zu dir!“ Die Welt ist ganz in Nacht versunken. Ruhelose, ruhige Wellen weithin; am hohen, stillen Himmel weht ein feierlicher Wind. Einsam und allein ein Menschengestalt. Hier liegt die dünne Grenze von

Raum und von Unendlichkeit, das ist der unmerkliche Übergang von Zeit und Ewigkeit, das feine Schwinden des Greifbar-körperlichen, das stille Eintreten ins selige Geisterreich. Wie ist es hier so selig still. Ich sehe ihn nicht, aber ich empfinde das Glück seiner Vorhalle „Näher mein Gott zu dir!“ Nein ich will nicht mehr weiter, ich will in der Vorhalle bleiben. So selig eins, so Gott-geborgen, so wunschlos glücklich. Wonniges Weilen, Leben des Geistes, Geist im Geist, in Harmonie mit dem Unendlichen — das ist das Glück! Wunschloses Glück, ewige Ruhe, ewige Seligkeit.

Auf hohem Berg im ewigen Schweigen, auf nächtlichem Meer mit himmlischem Schein, in schwarzer Nacht mit einem blinkenden Stern — die Welt versinkt — da sieht man Gott, das „was alle Welt sucht“, „das Größte, was wir kennen!“ Beim Untergang der Titanic soll der Adel im Menschen, ein Adel von Menschen einen Schwanengesang gesungen haben:

Näher, mein Gott, zu dir, näher zu dir!
Drückt mich auch Kummer hier, drohet man mir,
Soll doch trotz Kreuz und Pein dies meine Losung sein:
Näher, mein Gott, zu dir, näher zu dir!
Bricht mir, wie Jakob dort, Nacht auch herein,
Find' ich zum Ruheort nur einen Stein,
Ist selbst im Traume hier, mein Sehnen für und für:
Näher, mein Gott, zu dir, näher zu dir!

Geht auch die schmale Bahn aufwärts gar steil,
Führt sie doch himmelan, zu meinem Heil.
Engel, so licht und schön, winken aus sel'gen Höh'n:
Näher, mein Gott, zu dir, näher zu dir!

Ist dann die Nacht vorbei, leuchtet die Sonn',
Weih' ich mich dir aufs neu vor deinem Thron;
Baue mein Bethel dir und jauchz' mit Freuden hier:
Näher, mein Gott, zu dir, näher zu dir!

Ist mir auch ganz verhüllt mein Weg allhier,
Wird nur mein Wunsch gestillt, näher zu dir!
Schließt dann mein Pilgerlauf, schwing' ich mich freudig auf,
Näher, mein Gott, zu dir, näher zu dir!

Es soll dementiert worden sein. Viele halten das überhaupt für ausgeschlossen. Ich glaube an die Möglichkeit. Nachdem die Boote voll waren und eine Rettung nicht mehr möglich war, wenn alle Ausgangstore zur Welt mit ehernen Riegeln versperrt waren, wenn nur ein großes Tor weit offen steht, die große, dunkle Pforte des Todes, warum soll man nicht durch diese Pforte hindurchsehen, hinaus, hinein ins ewige Licht. Wer dem Unendlichen nur flüchtig ins Auge schaut, fürchtet ihn. Da sie ihm aber alle scharf und fest ins Auge schauen mußten, ist es nicht denkbar, daß sie ein weites Land sahen, eine neue Welt, eine unendliche Seligkeit im Geisterreich? Als der herrliche Riese zur Tiefe fuhr — war das ein grauenvoller Augenblick oder war er wonnedurchschauert? Muß es furchtbar sein, wenn ich von

der Erde abtrete, wenn ich die Augen schließe, kann das nicht ein Glück sein — selig, wunschlos wie in jener Stunde!? Oder war auch jene Stunde nur ein Traum, nur eine Dichtung? Weiß nicht, ich glaube, ich bin nicht der einzige Seher von Patmos. Muß nicht der deutsche Kaiser Ähnliches erlebt haben, wenn er so treffend sagt:

„Wer jemals einsam auf hoher See, auf der Schiffsbrücke stehend, nur Gottes Sternenhimmel über sich, Einkehr in sich gehalten hat, der wird den Wert einer solchen Fahrt nicht verkennen. Manchen von meinen Landsleuten möchte ich wünschen, solche Stunden zu erleben, in denen der Mensch sich Rechenschaft ablegen kann über das, was er erstrebt und was er geleistet hat. Da kann man geheilt werden von Selbstüberschätzung und das tut uns allen not.“

Ein schönes Wort vom Haupte der deutschen Nation!

11. Krieg und Friede.

Zweiter Abend auf dem Meer. Merkwürdig, daß es so schwer ist, sich von einem Anblick loszureißen, wo man fast nichts sieht. Es war schon spät, — vielleicht 11 Uhr — und ich war noch immer auf Deck, da plötzlich fielen Blitze in meinen einsamen Traum. Ich ärgerte mich über diese Störung; als ich

aber näher zusah, freute ich mich über das herrliche Schauspiel von Menschenhand, die mit dem Feuer spielt. Wir waren der schottischen Küste nahe gekommen. Zwar sollten wir nach dem Programm erst morgens 6 Uhr vor der schottischen Küste ankommen; aber der Kapitän war mit Volldampf gefahren, um unsere lieben Patienten möglichst bald von ihren Leiden zu befreien und ihnen wenigstens noch eine halbe ruh-same Nacht in ruhiger See zu verschaffen.

Es war eigentlich ein großartiger und gewaltiger Anblick, wie die Leuchttürme an der schottischen Küste — von dort kamen nämlich die Blitze! — ihr Feuer über das Meer hinwarfen. Nicht leicht hat mir etwas so gefallen wie dieser vielleicht 5 Stunden lange Lichtbalken, der mit ungeheurer Geschwindigkeit über alle die Wellen strich und jedes Schiff beleuchtete! Der Mensch ist doch ein herrliches Gewächs auf dieser Erde! — Halt nein! Ich will es gleich wieder zurücknehmen, dieses Lob! Wem gehören denn diese vielen roten Glogaugen? Ist das ein Spuk? Wir sind ja ganz umlagert, teuflisch-schwarze Ungeheuer ringsum. Wahrhaftig, wir fahren mitten durch die englischen Kriegsschiffe! Nichts anderes sind diese schwarzen Kägen. — So warum könnt ihr denn jetzt ruhig sein? Und ihr seid doch alle voll von Pulver und Feuer und könnt es nicht erwarten, bis ihr zur Ehre des Vaterlandes Brüder

niederschließen könnt. Wirklich der Mensch ist ein edles Gewächs! Mit welch herrlichen Geistesgaben tritt er an die Arbeit heran, wenn es gilt, seine Raubtiernatur zu vergrößern und zu vervollkommen!

Und doch! Trotz alle dem, ich bin ein hoffnungseliger Optimist und ich suche das goldene Zeitalter nicht in der Vergangenheit, sondern in der Zukunft. Wir leben wohl in einer gährenden Übergangszeit und darum sagen die einen: unsere Zeit sei so schlecht und es werde noch viel trauriger kommen und die andern finden sie wieder so erstaunlich gut. Ich glaube, sie ist gut und schlecht, ein Feuerofen mit köstlichem Gold und leider vielen Schlacken. Warum sollte man auch mutlos sein? Ist es doch gerade unser Zeitalter, welches die tiefsten Ideen des Christentums erfaßt hat: „Krieg dem Kriege!“ Ewiger Weltfriede — ist das nicht ein herrliches Programm und man hat das Lächeln schon verlernt, weil man nicht mehr soviel für unmöglich hält, seitdem Zeppelin um die zum Himmel jubelnde Pyramide des Straßburger Münsters seine Kreise gezogen und das Schiff auf offenem Meere täglich seine Zeitungen ausgibt. Am Anfang des vorigen Jahrhunderts kam die Idee auf von der Kraft des Dampfes; heute beherrscht sie die Welt. Ist es schon ein Jahrzehnt, daß man ohne Ballon fliegt? Ohne Aeroplan wird kein Krieg mehr geführt werden. Aber wir haben jetzt die herrlichste

Idee: Es muß auch ohne Krieg gehen! Und dieser Gedanke wird seinen Siegeslauf durch die Welt nehmen. Dem Christentum ist der Krieg von Anfang an zuwider. Aber es hat ihn nicht abgeschafft, so wenig wie die Sklaverei! Warum nicht? — Weil es ein Samenkorn ist und kein Schwert, weil es Geist ist und Gedanke und nicht Gewalt und Zwang, ein Samenkorn aber, das Felsen sprengt.

Es wäre den Keimen, die in der heutigen Menschheit schlummern, ein warmes Frühjahr zu wünschen!

Nicht „die Waffen und der Mann“ — „das Werkzeug und der Mann“ sollte heute unser Epos heißen, meint Carlyle, der Schotte.

Friede und festlicher Glanz war ausgebreitet über Land und Meer, als wir um den Fels Baß-Rock mit seiner großen Nebel-Trompete herum — und an den „schneebedeckten“, von weißen Vögeln bewohnten Vogelbergen und -inseln vorbei fuhren. In grauem Morgennebel lag frisch und duftig Edinburgh. Unter diesem leichten, lichten Schleier lag eine so traurige, schwere Vergangenheit, eine Geschichte von Helden und — Menschen. Doch die Geschichte sprach nur ganz leise und aus weiter Ferne. Der Morgen war zu glänzend hell und wir fuhren zur Hauptstadt Schottlands, zu dem Athen des Nordens mit seiner ragenden Akropolis. Es ist übrigens immer schon Schönheit genug: Eine Stadt am Meer.

12. Edinburgh.

a) Das offizielle Programm.

Im Piraeus (Leith) angekommen fielen mir zuerst auf: die zottigen Lastpferde, welche in ihrer Seelenruhe dem nervösen Jahrhundert ein nachahmenswertes Beispiel geben, und die ganz köstlichen Gassenbuben, welche mit ihrem südlich beweglichen Temperament sehr im Gegensatz zur stoischen Ruhe der schweren Lastpferde standen. „Sturri, Sturri“ schrieten sie wie heißere Raben. Was „Sturri“ heißt, weiß ich nicht, aber sobald einer der Passagiere ein Geldstück hinunterwarf, verstummte das „Sturri“ und es folgte ein langer Kampf und ein Kugeln und lustiges Balgen, aber kein Streit. Der Sieger war selig, aber nicht lang, alsbald fing auch er mit den „Enterbten“ aufs Neue und aus Leibeskräften an zu schreien „Sturri, Sturri“, endlos „Sturri“. Toilette, Kleidung, Schmutz und Humor waren nach dem Muster ihrer Gebrüder von Neapel!

Die Fahrt auf unseren hohen Gesellschaftswagen führte uns zuerst an recht nüchternen Häuserreihen vorbei, aber dann kamen wir in schöne, prächtige Straßen, wirkliche Residenzstraßen. In ihrem neueren Teil hat die Stadt etwas Monumentales, Klassisches, das man selten zu Gesicht bekommt. Ich habe keine besondere Vorliebe für Städte, aber in dieser Be-

ziehung bot Edinburgh etwas Neues. Das Castle, die Akropolis, die Burg von Edinburgh sahen wir von allen Seiten und immer war es wieder eine ganz andere Burg. Nur das Stolze, das Sichere, das Steile und das Ragende, das Gewaltige und das Feste, das Freie und das Abgeschlossene, das Geborgene und das Beruhigende blieb sich von allen Seiten gleich. „Eine feste Burg ist unser Gott!“ Aber leider! — sie ist älter geworden als ihre Tage! „Leergebrannt ist die Stätte!“ Kuriosums halber werden da droben noch ein paar alte schottische Gardisten conserviert mit ihrer ungemein malerischen Tracht, ihrem Helm mit herabhängenden wehenden Federbüschen und ihrem altrömischen Röckchen. Der „Oberkommandierende“ nahm mir die photographische Camera ab, damit das große England nicht eines schönen Morgens von Deutschland erobert werde auf Grund meiner strategisch so ungemein wertvollen Photographien. Ich überließ ihm gern mein gefährliches Instrument; denn ich dachte mir, daß dieser ehrwürdige Herr Centurio wohl die größte Sehenswürdigkeit hier oben sein werde. Und so war es auch. Das Schönste im Innern des Schlosses ist nämlich der Blick durch die Fenster über die Stadt. Das wäre so was für einen Geschichtsschreiber bei Sonnenuntergang.

Von der Burg ging es durch die Canongate zum

Heilig-Kreuz-Palast, erst ein Kloster, dann ein Palast. Es ist der Palast der Königin Maria Stuart, ein düsteres Gebäude mit unfreundlichen Gemächern und dieser Palast erinnert an eine traurige Geschichte. Der Streit hat noch kein Ende. Mit Erbitterung denken die Protestanten an „Maria, die Blutige“, mit Ingrim die Katholiken an „Elisabeth, die Jungfräuliche“. Die Katholiken preisen Maria Stuart als die „Wunderblume von Woxinton“ und die Protestanten Elisabeth als den „Hort des reinen Evangeliums“. Ach, laß sie ruhn, die Toten! Gewiß, das war eine traurige Zeit, aber wie lange wird es noch gehen, bis die Menschen dulden, daß ein anderer nicht so denkt wie sie? — Doch nicht! Es ist nicht gleich, was man denkt, was man glaubt! Hat nicht selbst ein ganz praktisch veranlagter Amerikaner im 20. Jahrhundert noch ein Buch geschrieben: „Macht des Gedankens“? — Es ist freilich nicht gleich, was man denkt; denn Gedanke ist alles, ist Glück und Unglück, ist Himmel und Staub. Darum die Wahrheit über alles! — Ja wohl, aber die Wahrheit und die guten Gedanken kann die Gewalt nicht bringen, nicht erzwingen. Zarte Pflanzen sind es aus dem Garten Gottes und Mohammed ist der Gärtner mit dem Schwert, der die Pflanzen mit Blut begießt und ihnen das Blühen befiehlt. Du aber „Petrus stecke dein Schwert in die Scheide!“ — war des Heilandes Wort und Wille.

Wie lange wird es noch dauern, bis die Christen Christus verstehen? Wenn sie auch nicht alle die gleichen Gedanken haben, so sagen sie doch alle, daß sie guten Willen haben. So sei denn „Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind“. „Alle Menschen, welche guten Willens sind, gehören wenn auch nicht äußerlich so doch ihrem Geiste, ihrer Seelenverfassung nach zur katholischen Kirche“, sagen die katholischen Theologen. Ist das nicht ein herrliches Dogma, daß die Menschen, welche wahrhaft guten Willens sind, eigentlich eine Religion haben!

13. Edinburgh.

b) Der inoffizielle Teil.

Das offizielle Programm endigte im weißen Speisesaal des Palast-Hotels neben dem Denkmal Walter Scotts. Ich beabsichtige zwar nicht, mein lieber Leser, dich darüber aufs Genaueste aufzuklären, wo man auf dieser Route das beste Bier trinkt und die längsten Würste bekommt, obgleich das etwas sehr Wichtiges ist, wie ich aus den Reiseschilderungen an Bord entnommen hatte, aber unser Hotel in Edinburgh muß ich dir doch zeigen. Es ist das North British Station-Hotel. Ich wußte nicht, daß unsere Fahrt schon zu Ende ging und so dachte ich, was

kommt denn da noch für ein imposantes Reichstagsgebäude oder gar eine Kirche oder — da plötzlich: „Das Ganze halt!“ Die Fahrt ist zu Ende und dieses „Reichstagsgebäude“ ist unser Wirtshaus. Ach so, dachte ich, ich bin ja heute der „Große Kurfürst“ und deswegen muß ich standesgemäß absteigen. Mit kurfürstlich herablassender Miene schritt ich also durch die weiten Hallen und tat so, als ob mir das fast alles zu gering oder höchstens gerade noch recht, jedenfalls aber selbstverständlich wäre. Da ich aber immerhin noch nicht lang als „Großer Kurfürst“ reiste, hatte ich ein wachsames Auge auf meine Vorgänger und so kam ich überallhin und schließlich auch an meinen Tisch. Der 300köpfige „Große Kurfürst“ erregte zwar Aufsehen bei dem Gastgeber, brachte ihn jedoch keineswegs aus der Fassung; es soll gleichzeitig noch so ein stattlicher Herr in diesem Hotel gespeist haben und tatsächlich verlor sich auch der „Große Kurfürst“ so ziemlich in den vielen Räumen und in den weiten Gängen. Schaufenster boten im Innern des Hauses Sportartikel, kostbare Pelze und Schmucksachen an, aber im weißen Saal sammelte sich der „Große Kurfürst“ wieder. Das Essen war so gut wie auf unserem Schiff und das muß Lob genug sein! Auch eine gute Kapelle fehlte nicht, welche uns mit den himmlischen Melodien unseres heimatlichen Richard Wagner in

höhere Sphären zu erheben suchte, was ihr aber dem großen Kriegslärm der Schlachtmesser nach zu schließen, nur sehr mangelhaft gelungen sein dürfte.

Nach dem Essen hatten wir zwei Stunden zu freier Verfügung und das war mir das Liebste. Andere ärgerten sich zwar darüber, das man sie nicht auch noch diese zwei Stunden am Gängelband führte. Auf der Fahrt durch die Canongate glaubte ich so viel erspäht zu haben, daß da abseits in der Altstadt wohl noch ein Stück interessanten Volkslebens zu finden sein müßte. So steuerte ich also los in südlicher Richtung. Das offizielle Edinburgh hatte ich ja gesehen und so wollte ich jetzt noch „das eigentliche“ Edinburgh, das Volk von Edinburgh sehen. In einer Viertelstunde war ich in der Altstadt und hatte auch sofort „Anschluß“. Ein ganz verrußter Schlosser bietet mir in liebenswürdiger Weise seine Führer-Dienste an. Da ich aber diese „Liebenswürdigkeit“ von Neapel her kenne, so lehne ich dankend ab. Aber da hilft kein Abweisen. Er hat nun einmal eine Freude an mir und ich allerdings — ich kann es nicht leugnen — auch an ihm; denn er ist ein drolliger Kerl und erklärt und zeigt mir alles. Ich kann zwar kein Wort englisch außer „yes“, aber wir verstehen uns tadellos, nicht alles, aber sehr vieles und ich habe mich schon lange nicht mehr so lustig unterhalten. Es ist ein Vergnügen

von ganz besonderer Art, wenn man so gut verstanden wird in einer Sprache ohne Worte! Eine herrliche Sprache, das Esperanto der Augen, der Stirne, der Hände und (in ganz schweren Fällen oder im größten Pathos:) des Stockes und der Füße. „Er“ meint, ich solle seinen Jungen photographieren! Leider, leider habe ich nicht so viele Platten mitgenommen, um diesen von schmutziger Schönheit strahlenden Bengel, des rußigen Vaters noch rußigeren Sohn, auf mich zu laden und so muß ich leider „abwinken“. Sieh dort wieder! Ein wandelnder Kaufladen, eine Frau mit Brot und gebackenen Fischen und ich weiß nicht, was sonst noch alles. Eine schöne, alte Volkstracht ziert sie. Plums dich! da liegt einer, ein Mann quer über dem Trottoir. Beim roten Kreuz! Hat der Mann Epilepsie oder ist es ein Schlaganfall? Mein Begleiter lacht zu meiner Diagnose und meint, so gefährlich sei die Sache nicht, der Mann habe nur — — er macht die Bewegung des Trinkens! — — Der hat nur zu viel „Cognac“ erwischt. Nach einer nochmaligen Besichtigung komme ich auch zu dieser Vermutung; denn sowohl das blöde Gesicht mit der indifferenten Miene als auch die absolute Interesselosigkeit des Publikums lassen mich so schließen. Nur die Mittagssonne stört mich in meiner Diagnose, wäre es Mitternacht, so wie bei uns zu Haus — dann, ja dann! — ließe ich es

mir gefallen, aber so beim hellen Sonnenschein, am hellen Mittag, wo die Leute auf der Straße sind — kein Zweifel, es macht viel aus für die Ehre, ob es Tag ist oder Nacht!

Mein Begleiter will sich nun verabschieden, weil er jetzt zum Essen gehen muß (auch in England sind es die Männer, welche müssen!) und sich waschen will. Mag sein! Herzhaft, aber doch ein bischen vorsichtig lege ich dem Biedermann meine Rechte in seine rußige Hand, er lacht mit vollem Gesicht und ich auch; denn ich denke, so Schlingel, jetzt mußt du ja mit deinen Hintergedanken und deinen wahren Absichten herausrücken. Aber ganz gegen mein Erwarten verlangt er nicht seine „Lira“ Führerlohn. Ich habe ihn also doch mit Unrecht für einen Neapolitaner gehalten.

Das war ein enges Gäßchen, was wir soeben durchschritten, mit himmelhohen Häusern, die vollgepfropft mit Menschen waren. Jetzt bog ich um eine Ecke in eine breitere, belebtere Straße. Aber o weh, o weh! Das ist noch schlimmer als der Schmutz Neapels, das vorige Schauspiel war nur ein kleines Vorspiel! Du lieber Gott! welch ein Straßenbild! Es war Samstag und das ist in Schottland schon so ein halber Feiertag, wenigstens der Nachmittag, und die Jugend marschiert unter klingendem Spiel hinaus auf die Sportplätze und das mag wohl

der „Große Kurfürst“ sich wieder versammelte beim Denkmal Walter Scotts. Nachdem dieser freundliche Dichter sich in dem Herzen seines Volkes und anderer Erdbewohner ein langdauerndes Denkmal gebaut durch seine lieblichen Erzählungen, baute das Volk ihm dieses gotische Türmchen zum Denkmal, das die respektable Höhe von 60 m hat. Scott schildern am besten seine Werke, und die Firth of Forth Brücke, zu der wir jetzt fahren, der Baedeker: „Die Brücke, mit einer Gesamtlänge von 2527 m, wurde 1883—90 mit einem Aufwand von über 60 Millionen Mark erbaut. Sie ist nach dem Ausleger (Kantilever)-System erbaut, dessen Prinzip das stabile Gleichgewicht ist, d. h. ihr eigenes Gewicht trägt dazu bei, ihr die nötige Festigkeit zu geben. Jede der Hauptspannungen, 520 m lang, besteht aus 2 Auslegern, die je 207 m lang und durch einen 106 m langen Balken verbunden sind. Die Stahlfürme, von denen die Ausleger vorspringen, sind 110 m hoch und erheben sich auf Granit-Unterbauten. Die Höhe im Lichten bei Hochwasser (Flut) ist 46 m; die tiefsten Fundamente sind 27 m unter Hochwasser. Das Mittelgewicht der Brücke beträgt 50000 Tons. Die Brücke ist entworfen und erbaut von Sir John Towler und Sir Benjamin Baker. Die Forth-Brücke ist ein Wunderwerk der Baukunst und unzweifelhaft die großartigste Brücke der Welt. Schöne Blicke stromauf- und -abwärts.“

Nach dem Bahnhof zurückgekehrt, fuhren wir in zweistöckigen Trambahnen zum Hafen und von dort mit einem kleinen Dampfschiffchen zu unserer schwimmenden Stadt. Da die See leicht bewegt war, so gab es am Stadttor, d. h. beim Umsteigen von dem kleinen Schiff in das große wieder manche „köstliche“ Szene. Dort sollte es sich wieder zeigen von den einzelnen Passagieren, was in ihm war, und es wurde offenbar, daß manches scheinbar zaghafte Fräulein ein kleiner Held und mancher im Sportsanzug ein großer Feigling war. Der Tender stößt ab und nun haben wir den Trost und das Leid, daß wir volle 15 Tage abgeschnitten sind von jeglichem Verkehr mit der Heimat, unerreichbar für alle heimatlichen Liebes- und andere Briefe, ausgenommen die Liebe oder die Schuld wäre so groß, daß sich eine drahtlose Depesche rentieren würde.

**14. „Aber hier, wie überhaupt,
kommt es anders als man glaubt!“** Busch.

Das wäre ja schrecklich dumm gewesen, wenn ich in Edinburgh ausgestiegen und heimgefahren wäre; denn von nun an hatten wir das herrlichste Sommerwetter und spiegelglatte See. Zudem beginnt ja erst jetzt die eigentliche Nordlandsfahrt. Nun ja! Solche weltverneinende Gedanken kommen einem auch bloß in der schwersten Stunde, resp.

recht gut sein, damit sie nicht sehen — da lehnen gleich drei Männer an der Mauer, und welch ein Menschenangesicht, ja, ja, man muß den Rausch bei Tag sehen! Da haut ein Weib den Mann! Aber niemand kümmert sich darum, es bleibt alles ruhig. Hallo, dort balgen sich drei, vier Weiber, aufgelöste Haare, zerrissene Kleider, Männer kommen, ein Spektakel und der wüste Knäuel wächst. Ist denn hier alles betrunken? Ein Gendarm steht auch da und schaut zu; es scheint, er ist eine Reserve für „schwere Fälle“. Das Bisherige regt ihn nicht auf, ist nicht einmal anregend für ihn, denn er schaut sehr gelangweilt in sein Volk hinein. Ja wirklich, es ist wieder Ruh, und der Verkehr ist wieder hergestellt. Ah, dort packen sich wieder einige — —

O dort ein gutes Stück für eine Aufnahme: Ein schottischer Dudelsackpfeifer in Nationaltracht spielt frohe, leichte Weisen in dieses schwere Dasein hinein; denn

„Ernst ist das Leben,
Und heiter die Kunst!“

Er schaut nicht rechts, nicht links. Er geht in einem Tempo auf und nieder, als müßte er auf den Zug. Ich will ihn knipsen — da ist er schon verschwunden in eine der hier so zahlreichen Fuselkneipen.

Neben den Schnapsplakaten, welche in dieser Straße den alleinseligmachenden Fusel anpreisen,

sind auch die drastisch illustrierten Plakate angebracht, mit welchen die Antialkoholbewegung die Menschen zur Vernunft und zur Nüchternheit zurückruft. Wenn einmal das Alkoholelend eine solche Höhe erreicht hat, dann sieht wohl jeder Menschenfreund ein: So kann es nicht mehr weiter gehen, wir sind an der Grenze des menschlichen Elendes angekommen und jetzt müssen wir zurück vom gähnenden Abgrund. Auch in Deutschland hat die Antialkoholbewegung schon eingesetzt und manche „schmerzhaftē Mutter“ hat ihren Segen schon voll und ganz begriffen. Aber im großen und ganzen dreht sich der Kampf immer noch um die Frage: Kann denn ein „Gläschen“ Bier der Gesundheit schaden? Man trinkt mäßig sein „Gläschen“ und dabei blühen — die Aktien der Großbrauereien.

Meine planlose Reise führte mich weiter auf einen freien Platz und hier umschloß ein Kreis von Menschen etwas „Klapperndes“, etwas „Spektakelndes“: einen Straßentänzer. In schönem, festlichem Anzug führte er dem hochverehrten Publikum seinen Tanz vor mit der Geschwindigkeit eines Pariser Plappermäulchens. Jeden Schlag der Schlagzitter begleitete ein Klatsch der Hand, ein Patsch des Fußes aufs Brett. Der oberbayerische Schuhplattler scheint weit verbreitet zu sein! Gern hätte ich dem rasenden Ajas noch länger zugesehen, aber nun war es Zeit, daß

Minute des Deliriums. Zweieinhalb Tage sollte die Fahrt von Edinburgh nach Island dauern. Zweieinhalb Tage mit dem Meer allein — das ist ja nicht zum Aushalten, eine ewige Zeit, eine unendliche Langweile; das wußte der Lloyd und deswegen — na, ich will ja den Passagieren nichts zu leide tun. Es sind vielfach Geschäftsleute und als solche müssen sie immer ein Geschäft haben — und deshalb kündete die Reiseleitung auf den zweiten Tag „olympische Spiele“ mit Preisverteilung an: Eierlaufen, Flaschenlaufen, Kissenkampf, Schweinsaugzeichnen, Ringewerfen, der große Marathon-Lauf ums Schiff etc. So nun war wieder die nötige Spannung im Publikum, so daß es einem nicht langweilig werden konnte. Aber es war fortan nicht mehr ratsam, an den späten Abenden, die allmählich immer heller wurden, sich aufs Promenadendeck zu begeben; denn dort rangen bereits solche, die sich im Laufe etwas zutrauten, um den Preis im Marathon-Lauf. Wer die Ankündigung der olympischen Spiele übersehen hätte, der würde aus diesem rasenden Lauf wohl auf eine vorübergehende Störung des seelischen Gleichgewichtes geschlossen haben. Dem war aber nicht so. Bei den Spielen gab es wirklich viel zu lachen. Manche urkomische Situation wurde mit schallendem Gelächter begrüßt, und manche Tapferkeit fand ihr verdientes Lob, gleichgültig, ob nun Deutschland,

Frankreich, England, Rußland, Italien oder Amerika diese Heldentat vollbracht hatte.

Diese Spiele hatten den Zweck, die Passagiere zu unterhalten und vor allem die gegenseitige Annäherung, das gegenseitige Bekanntwerden zu fördern und vielleicht auch den stillen Wunsch einer lieben, guten Mama mit sehr liebenswürdigen Töchtern der „endlichen“ Erfüllung etwas näher zu bringen. Geschäftsleute und andere Leute reisen denn doch nicht gar so planlos in der Welt herum und so eine Reise ist doch viel interessanter als ein Aufenthalt in einem Seebad. Eine Nordlandreise hat dann außerdem noch den unschätzbaren Vorteil, daß sie gestattet alle sommerlichen und alle winterlichen Reize zu entfalten! Manches Annchen, Hannchen ist ja ganz zuckrig im schneeigen Winterdreß mit wehendem, molligem Pelz und Rotkäppchen, während dagegen sechs Sommertoiletten all die verborgene Lyrik, die am Grunde der Seele ruht, nicht zum Ausdruck bringen könnten, oder umgekehrt. Die Polarfahrt aber führt zum ewigen Eis und zum sonigen Balestrand! Wenn nun eine vollends das unnennbare Glück hat, aus „dem Kampf der Wagen und Gesänge“ als olympischer Sieger zurückzukehren, die ist natürlich die Heldin des Tages, des Schiffes, der Reise und wenn man nicht gerade mit Fingern auf — „sie“ — zeigt, so sind doch aller Augen auf

— „sie“ — gerichtet. Welcher Sieg könnte da noch schwer sein? — Das entzieht sich natürlich der Statistik.

Mein Herr Nachbar zur Linken, ein Greis mit 60 Jahren und schneeweißem Haar, machte die Reise nach Spigbergen mit ohne Überzieher, ohne Pelz, ohne Pelerine. Er war von ganz unscheinbarem Äußeren, aber trotzdem sehr energisch und unternehmend — das brachte der Beruf mit sich. Er war ein ganzer Biedermann, etwas Gediegenes! Und wie ich mit Freuden bemerkte, war er sehr menschenfreundlich und mich hatte er ganz in sein Herz geschlossen. Denn der gute, liebe, alte Herr war sehr um mich bemüht, und mit Kennerblick entdeckte er fast jeden Tag eine neue „Zukünftige“ für mich und weil er kein jugendlich unerfahrener Schwärmer war, sondern ein praktischer und nüchtern denkender, gereifter Mann (deshalb aber durchaus nicht ohne Ideal!), so wußte er mir von meinem (oder vielmehr seinem) „Ideal“ immer auch gleich die notwendigen, näheren Umstände zu berichten, auf die ja bei der Wahl einer „Zukünftigen“ soviel ankommt, als da sind: Wie alt? Das mag allerdings eine peinliche Frage gewesen sein; denn ich glaube, daß wir wohl mehr ehrwürdige Matronen über 60 Jahre, als Fräulein unter 25 Jahren auf unserem Schiff hatten. Also wie alt? — Wie schön? Dann insbeson-

dere was für ein Geschäft? Wie viel in bar? Ob Hausfrau oder hauptsächlich für Repräsentation? — Ich mußte leider meinem sehr verehrten, lieben Nachbarn immer wieder die gleiche betrübende Antwort geben, daß ich bisher etwas nach meinem Geschmack noch nicht so recht gefunden habe und daß ich fast gar nichts zu vergeben habe für — Repräsentation!

Da eines Tages — es war schon bald nach Beginn der Reise — komme ich in meine Kabine und nun liegt etwas auf meiner Britsche, tein in Seidenpapier eingewickelt. Ganz vornehm schwarz schimmert es durch. Ein Duft von neuem Leder und wenn mans anrührt, dann knisterts. — Mir steht das Herz still! Was ist das? Was soll das? Nur gerade mir nichts dir nichts in meine Kabine hereingehen; nun so lang man ja was bringt, kann ich nicht viel dagegen haben, aber dieses vornehme Präsent. Ich kenn doch niemand. Hat vielleicht gar mein lebenswürdiger Bauunternehmer etwas unternommen. Ich werde doch nicht am Ende schon verlobt sein ohne etwas zu wissen? Habe ich ihm vielleicht nicht energisch genug abgewinkt? Ja selbstverständlich, die Fräulein sind gewiß alle recht schön und gescheit und reich und brav, darüber ist absolut kein Zweifel. Donnerwetter! Aber muß denn gerade ich sie heiraten? Beim Kuckuck, ich

will doch eine Nordlandreise machen und kein Romanschriftsteller werden. —

Na also, mal rann! — Ah, wie das knistert! — In goldenen Lettern auf schwarzem Leder: „Reisetagebuch.“ Äußerst geschmackvoll, tadellos und vor allem praktisch! Da läßt sich einmal nichts dagegen sagen! — Aber schwer geheimnisvoll! Vielleicht kommt innerhalb die Lösung des Rätsels, eine Widmung oder so was! — Gott, ja sie kam. O wie muß ich lachen! Gleich auf der ersten Seite stand die Widmung:

Reisetagebuch

Polarfahrt des Doppelschraubendampfers „Großer Kurfürst“ vom 18. Juli — 15. August 1912.

Der norddeutsche Lloyd Bremen.

Aber hier, wie überhaupt — — —!

15. Ankunft in Island.

„Schön ist ein Cylinderhut,
Ebenso ein Tagebuch,
Wenn man sie besitzen tut!“

Leider aber habe ich in mein schönes, wohlriechendes, so quasi-schwarzledernes Reisetagebuch mit goldenem Schnitt und „Widmung“ nur eine einzige Notiz hineingeschrieben und die handelt über Island.

Island war für mich der Höhepunkt der Reise und ich weiß nicht warum; wenn ich aber wieder nach Norden fahre, so wird mein Besuch Island gelten. Ich wußte von Island so viel wie nichts, vielleicht ein bißchen weniger, als was andere davon wissen. Meine Liebe und Begeisterung für Island stammt also nicht etwa aus Geschichte und Sage, auch nicht aus Baedeker und Baumgartner, sondern lediglich aus der Anschauung von dem 2 1/2 tägigen Aufenthalt. Zu alle dem war mein erster Eindruck eine große Enttäuschung und ein Ärger.

Es war schon früh am Morgen des 23. Juli. Noch waren wenige Leute auf Deck und schon war Island ganz nahe in Sicht, aber es war wie das verschleierte Bild von Saïs. Wie ein gigantischer Spitzbergengletscher lag der Nebel auf dem Meer, eine mächtige Wand, ein Meer auf dem Meer. Fast war dieses Nebelmeer noch schöner, noch bewegter, noch lebendiger, noch phantastischer als das eigentliche Meer. Ein Anblick sondergleichen beim Frühlicht der aufgehenden Sonne, wovon die photographische Camera fast nichts zurückhalten kann. Das war eine Feierstunde der Natur. So spielt die Natur in früher Morgenstunde, in geräuschloser Nacht — für niemand.

Zur Linken die Westermannsinseln, Felsbrocken, die ein mächtiger Riese ins Meer geworfen haben muß. Da stehen sie fest und halten Wacht in der

Einsamkeit des Meeres. War vielleicht Odysseus mit seinen Gefährten hier — und sind diese Felsblöcke die Steine, welche ihm der zornige Polyphem nachgeschleudert hat? —

1/2 Tag geht's noch an der Küste von Island entlang. Mit großer Vorsicht fährt das Schiff, es sollen hier gefährliche Felsbänke sein. Endlich sind wir im Hafen von Reykjavik. Das einzig Reizvolle an dem ganzen Rundpanorama ist der Gedanke: Das ist Island, ich bin jetzt auf Island. Langweilig, fad! Die „Hauptstadt“ Reykjavik ist gar nichts anderes als ein sehr nüchternes und poesieloses Fischerdorf. Der Himmel ist grau und die Temperatur nicht kalt und nicht warm. Da kommt auch schon so eine kleine Puste — sind wir denn noch immer im Reich des Benzingeruches? — Der deutsche Konsul kommt mit einem ganz kleinen Schnauferl angepustet. Es macht ihnen Schwierigkeiten, an unser Schiff heranzukommen und die See ist kaum bewegt. Ich hätte geglaubt, die Isländer wären tüchtige Seefahrer. Verschiedene Kreise und Wendungen; es will nicht gelingen. Macht denn der kleine Knirps Komplimente, Bücklinge und Kraßfüße vor dem „Großen Kurfürst“? „Warum kommen denn die nicht her?“ — „Ja, wissen S', die verstehen eben nichts von einer christlichen Seefahrt!“ gab ein Matrose schlagfertig zurück.

Die Ärzte unserer Reisegesellschaft begeben sich

in das Spital der Aussätigen, das abgeschieden von der Hauptstadt einsam auf einer Halbinsel liegt. Die andern Passagiere fahren zum Hafendamm, wo schon halb Reykjavik versammelt ist. Wie man aus dem großen Gedränge von Eingebornen und Eingewanderten draußen ist, empfangen einen Kinder mit ernstesten Gesichtchen, mit bittenden Mienen und mit — Ansichtskarten. Du lieber Gott! Müssen denn auch hier schon die Kinder mit der Not des Erwerbes so früh bekannt gemacht werden.

Die Häuser sind einfach, aber so ziemlich wie in der ferneren Heimat. Telephon und Telegraph und sogar ein Kabel nach dem Festland sorgen für die neuesten Nachrichten. Island hat im Verhältnis zur Einwohnerzahl die meisten Zeitungen. Die Hauptstadt besitzt ein Theater und dazu noch zwei Kinetographen, welche die neueste Sensation in beweglichen Bildern zur Kenntnis dieser Naturkinder bringen. So ein riesiges Plakat mit seinen schreiigen Farben und seinem aufregenden Inhalt muß schon bei uns auffallen, wirkt aber ganz eigenartig — auf Island!

Morgen wird ein Pony-Ritt zum Tröllafos — ein Wasserfall — gemacht, etwa zwei Stunden hin und zwei Stunden zurück. Deshalb haben die Pony-Reiter Reykjaviks so bekannte Gesichter; denn die meisten davon sind Herrn aus unserer Reisegesellschaft. Wie es scheint, heißt es da Platz machen. Die Ponies haben

einen sehr scharfen Trab und sind es offenbar gewöhnt, daß man ihnen ehrfurchtvollst aus dem Wege geht. Zwar werde ich morgen auch diesen Ritt mitmachen, aber ich will mich doch nicht früher in die Gefahr begeben als es die Notwendigkeit verlangt. Wenn die Notwendigkeit an mich herantritt, so kann ich vieles, was ich sonst nicht kann.

Vorerst geht es nun zum Ringkampf und zum Pony-Wettrennen. Der Ringkampf: das war freilich etwas anderes, als dieses häßliche Geschiebe, wie man es bei uns zu Lande sieht! Stolz und hoch und sehnig standen sie da diese prächtigen Gestalten, einen Ledergurt um den Leib. Von dem häßlichen Athleten-Typus ist nichts zu sehen. Vor und nach dem Ringkampf geben sie einander die Hand zum Gruß, ohne Verneigung. Es war ein kräftiger deutscher Handschlag, frei und offen, ehrlich und gerade und nicht gebückt. Dieser Handschlag allein schon war für mich ein herrliches Schauspiel. Ich glaube, so könnte ein Maler die „deutsche Treue“ malen. Es brauche nichts Weiteres; denn dieser Haltung, diesem Händedruck, diesen Gesichtern würde man glauben ohne Schwur und Eid! Dann begann der Kampf: Ein Messen der Kräfte und nicht der Leidenschaften, frisch und flink faßten sie einander beim Gurt, bei den Armen, an den Füßen; einer suchte den anderen hoch zu heben und dann zu Fall zu bringen. Der Kampf tobte fast

mehr in den Lüften als auf der Erde und man hätte manchmal fast Angst haben mögen, aber sie waren wie die Katzen so flink und immer wieder kamen sie auf die Füße — gegen alles Erwarten.

Einmal war der Sieg nicht ganz entschieden; da kam nun kein Haarspalter und Schiedsrichter, sondern ohne alles Weitere wurde der Kampf eben nochmal begonnen und gar bald hatte einer den Kranz. Nach dem Kampf gaben sie einander ebenso ehrlich die Hände. — Das war meine erste Sympathie für Island.

Dann kam das Pony-Rennen. Das war ganz allerliebste, weil die Ponies Geschöpfe sind, die jeder „Kinderfreund“ gern haben muß; denn sie sind wie die Kinder, d. h. sie tun, was sie mögen! Bei einem offiziellen Rennen sollte man das ja allerdings nicht erwarten, aber so ein „Eingeborner“ hat einmal seine eingebornen Anlagen und mich hat es gefreut, daß sie ihre nationale Eigenart auch vor den Fremden in keiner Weise verleugneten. Reykjavik ist weit voran, es hat sein eigenes, schönes Stadion. Welche Ehre ist es für dich, du kleines, goldiges Pony, daß du das Feld des Ruhmes betreten darfst. Die Fahne schwenkt: „Los!“ Brrr — geht's dahin! Hopp! Haltstation, das eine der beiden Pony ist ein Philosoph mit eigenem Kopf, es ist kein Herdentier und geht seine eigenen Wege auch in der vorgezeichneten Rennbahn, es weicht ab vom Kreis und fliegt in der

einen sehr scharfen Trab und sind es offenbar gewöhnt, daß man ihnen ehrfurchtvollst aus dem Wege geht. Zwar werde ich morgen auch diesen Ritt mitmachen, aber ich will mich doch nicht früher in die Gefahr begeben als es die Notwendigkeit verlangt. Wenn die Notwendigkeit an mich herantritt, so kann ich vieles, was ich sonst nicht kann.

Vorerst geht es nun zum Ringkampf und zum Pony-Wettrennen. Der Ringkampf: das war freilich etwas anderes, als dieses häßliche Geschiebe, wie man es bei uns zu Lande sieht! Stolz und hoch und sehnig standen sie da diese prächtigen Gestalten, einen Ledergurt um den Leib. Von dem häßlichen Athleten-Typus ist nichts zu sehen. Vor und nach dem Ringkampf geben sie einander die Hand zum Gruß, ohne Verneigung. Es war ein kräftiger deutscher Handschlag, frei und offen, ehrlich und gerade und nicht gebückt. Dieser Handschlag allein schon war für mich ein herrliches Schauspiel. Ich glaube, so könnte ein Maler die „deutsche Treue“ malen. Es brauche nichts Weiteres; denn dieser Haltung, diesem Händedruck, diesen Gesichtern würde man glauben ohne Schwur und Eid! Dann begann der Kampf: Ein Messen der Kräfte und nicht der Leidenschaften, frisch und flink faßten sie einander beim Gurt, bei den Armen, an den Füßen; einer suchte den anderen hoch zu heben und dann zu Fall zu bringen. Der Kampf tobte fast

mehr in den Lüften als auf der Erde und man hätte manchmal fast Angst haben mögen, aber sie waren wie die Katzen so flink und immer wieder kamen sie auf die Füße — gegen alles Erwarten.

Einmal war der Sieg nicht ganz entschieden; da kam nun kein Haarspalter und Schiedsrichter, sondern ohne alles Weitere wurde der Kampf eben nochmal begonnen und gar bald hatte einer den Kranz. Nach dem Kampf gaben sie einander ebenso ehrlich die Hände. — Das war meine erste Sympathie für Island.

Dann kam das Pony-Rennen. Das war ganz allerliebste, weil die Ponies Geschöpfe sind, die jeder „Kinderfreund“ gern haben muß; denn sie sind wie die Kinder, d. h. sie tun, was sie mögen! Bei einem offiziellen Rennen sollte man das ja allerdings nicht erwarten, aber so ein „Eingeborner“ hat einmal seine eingebornen Anlagen und mich hat es gefreut, daß sie ihre nationale Eigenart auch vor den Fremden in keiner Weise verleugneten. Reykjavik ist weit voran, es hat sein eigenes, schönes Stadion. Welche Ehre ist es für dich, du kleines, goldiges Pony, daß du das Feld des Ruhmes betreten darfst. Die Fahne schwenkt: „Los!“ Brrr — geht's dahin! Hopp! Haltstation, das eine der beiden Pony ist ein Philosoph mit eigenem Kopf, es ist kein Herdentier und geht seine eigenen Wege auch in der vorgezeichneten Rennbahn, es weicht ab vom Kreis und fliegt in der

Tangente gerade aus und hinein in die Ecke: Vielleicht wollen die Herrschaften von mir lernen, wie man die Verachtung verachtet! Andere, weniger edle und weniger philosophische Ponies haben das gesehen und denken nun in ihrem praktischen Sinn, daß man dort in jener Mausfalle, in jener Ecke eher zur Ruhe kommt, weil allhier die Welt mit Brettern vernagelt ist und sie tun, wozu der Geist sie treibt. Ich glaube, auf manchem Rennplatz in mehr südlicher Breite hätte dieses kindliche Spiel der Ponies eine böse Tierquälerei abgesetzt, aber dazu haben die Isländer ihre Ponies schon zu gern. Viele von den Ponies waren ja auch brav nach deutschen Begriffen und folgsam wie ein deutscher Rekrut. Paarweise haben diese um „die Palme“ gerungen, ich glaube zwar, daß es schwer halten möchte, ihr Verdienst mit einem Eichenlaub oder auch nur mit einem stacheligen Wacholder zu belohnen.

Nun ja, auf Wiedersehen ihr drolligen, kleinen Pferdchen! Soviel, glaube ich, habe ich schon gelernt: daß hier preußische Schneidigkeit nicht unbedingt zum Ziele führt. Will also sehen, wie es morgen bei unserem „Wettrennen“ geht.

16. Der Pony-Ritt zum Tröllafos.

Seit Edinburgh war auf dem Schiff eine große Ausstellung von Reitgamaschen und sehr eleganten

Reitpeitschen, entsprechend der großen Nachfrage; denn das sah jede Miß ein, daß es ein selten schöner Anblick sein müßte: Pony (Schimmelchen natürlich!), wenn auch nicht gerade Reitkleid, so doch wenigstens Sportsanzug und dann — der Gipfel der Vollendung — eine feine Reitpeitsche. Äh! Donnerwetter schick und schneidig wie ein junger Leutnant der Kavallerie. Das Ganze wird natürlich photographiert, auf Postkarten kann ich mich dann als Amazone an Freund und Freundin schicken. So was ist dann hart für die „Hinterbliebenen“!

Als Romantiker dachte ich mir die Sache mehr so wie „Wild-West“ und zudem mußte die elegante Kavallerie auch ihr Gegenstück haben in einem ganz unzünftigen Reitersmann. Ich band mir also unten die Hosen zu mit einer ganz werktäglichen Schnur, was elend schundig ausschaute. Eine Reitpeitsche dachte ich mir am nächsten Busch zu schneiden. Aber da hatte ich mich böß verrechnet. Ich sah auf dem Ritt kaum so viel Holz, daß man daraus ein Zündhölzchen hätte machen können. Als ich endlich zur versammelten Gemeinde der Ponies kam, war schon große Not und ich hatte Mühe, ein Pony zu bekommen d. h. ich hätte überhaupt keines mehr bekommen — wenn nicht ein Pony ganz meine Natur besessen hätte, aber nach dem Naturgesetz der Wahlverwandtschaften finden sich edle Seelen zu Wasser

und zu Lande. Das betreffende Pony also — übrigens ein prachtvoller Schimmel, wie ihn St. Georg auf dem Lieblingsbild meiner Jugend reitet! — war so eigensinnig, daß schon der dritte Reiter kapitulierte. So war ich also der vierte, der das hohe Seil bestieg. Mein Herr Vorgänger meinte es noch recht gut mit mir, indem er sagte, ich soll doch dieses . . . nicht nehmen; denn da sei weder mit Güte noch mit Strenge etwas auszurichten. Der Kerl gehe einfach keinen Schritt. Während dieser Schilderung wuchs mein Interesse für das herrliche Tier. Das ist ja ein ersehntes Objekt, um all die schönen Lehren von Pädagogik und Psychologie, so ich in meinen jungen Tagen empfangen, zu praktizieren! Trotz allen Abwehrens ließ ich nicht mehr von meinem allerliebsten zottigen Pony. Dasselbe kam mir vor wie ein Genie und der scheinbar unmögliche Ritt zum Tröllafos wie eine akademische Preisaufgabe. Aufgesessen! Na, das wäre ja nicht übel! Das ging einmal glatt und somit scheint mir ein guter Teil der Schwierigkeiten gelöst zu sein; denn das Pony ist offenbar weder offensiv, noch defensiv. Es gibt also wohl keinen Kampf mit dem Drachen noch mit sonstigen ungebändigten Gewalten und Leidenschaften. Das Problem scheint vielmehr das zu sein: Das Beharrungs- oder Trägheitsgesetz zu überwinden, die tote Materie zum Leben zu erwecken, den „toten Punkt“ zu über-

winden. Ich beginne mit einer überschwenglichen Lobrede auf den blendenden Glanz seiner Farbe, auf die Wohlgestalt seiner Glieder, dies und das, wohlwollend gependete Tätschelungen, machten auf ihn nicht den mindesten Eindruck. Die Peitsche kommt selbstverständlich vollständig in Wegfall sowohl nach der modernen Pädagogik und Psychologie, als auch — weil ich überhaupt keine habe! Summa summarum und vorläufiges Fazit der Situation: Ich habe ein Pony und muß also nicht unverrichteter Sache umkehren. Und soviel hatte ich ja gestern schon gelernt: Es gibt unter den Ponys unstreitig einige wenige Originale, welche nicht bloß ihren ganz eigenen Kopf haben, sondern dementsprechend auch ganz ihre eigenen Wege gehen; im großen ganzen aber sind sie Herdentiere und partizipieren an der allgemeinen menschlichen Schwäche, welche das „Nachlaufen“ so sehr erleichtert. 150 Ponies verlassen den Sammelplatz mit mehr oder weniger gutem Humor und Reiter resp. Reiterin. Da diese Tour wegen der unwegsamen Gegend als für Damen nicht empfehlenswert bezeichnet wurde, so waren sie natürlich alle vollzählig erschienen — teils dieserhalb, teils außerdem, nämlich zur Wahrung der Standesehre. 150 Ponies hatten die Wahlstatt verlassen und „wir“ standen allein auf weiter Flur! Nur keine Aufregung! „'s goht allemôl wieder“ sagt ja so ein geist- und

trostreiches „Goldkorn“ meiner Heimat. Ich tätschle und streichle ihn mit unendlicher Liebenswürdigkeit, zitiere auch den süßesten Vers aus Homer:

„Aiei de malakoisi kai haimiloisi logoisi telgei“ = „Immerfort redet sie ihm zu mit süßen und einschmeichelnden Worten, daß er . . .“ Ist das nicht eine süße Melodie und ein süßer Text! Und so weiß ich nicht, war es Homer oder die Langweile, was mein Schimmelchen bewog, seine isolierte Stellung aufzugeben. Bei schwachen Menschen muß man auch schon schwache Leistungen kräftig loben. Diesen Fundamentalsatz nahm ich aus der humanen Pädagogik herüber in meine Veterinär-Pädagogik. Auch auf diesem Gebiet folgte ihm der Erfolg auf dem Fuße. Mein Pony lernte das Gehen, selbst das Traben, so daß ich bald mit andern Nachzüglern auf gleicher Höhe stand und auch deren Tempo ganz gut einhalten konnte. Immer mehr von seinen herrlichen Schätzen, die in seiner Seele ruhten, rückte mein Schimmelchen an's Tageslicht und meine anfangs erheuchelte Liebe gewann immer mehr an Echtheit. Ja ich mußte ihm das Zeugnis eines guten Läufers ausstellen und somit ruhen wir beide auf diesem vorläufigen Lorbeer ein wenig aus! d. h. aus Dankbarkeit gab ich dem Zug seines Herzens nach und ließ ihn an einer grünen Stelle grasen. Denn schwache Charaktere wollen aufgemuntert sein

nicht bloß mit anerkennenden Worten, sondern, was ihnen meist lieber ist, mit ehrenden Geschenken! Und das wurde anerkannt! In schnellem Trab hatten wir schon wieder die Nachhut eingeholt. Was ist es doch Herrliches um die Pädagogik!

Halt! da gibts was zum Knipsen. Ich steige ab, laß mein Schimmelchen wieder grasen mit seinem putzigen Füllen. O, das gibt ein herziges Bildchen: diese Landschaft und drin 2 Ponies auf der Weide! Ich muß noch 2 m näher hin, aber — — er mag mich nicht so nah! — Donnerwetter! Mir dämmert was! Was habe ich getan!!! Na, ich knipse. Klappe zu! Gehe meinem Pony einige Schritte entgegen. Er andererseits ist gar nicht entgegenkommend und zeigt auch nicht die mindeste Anhänglichkeit, ganz im Gegenteil; als ich mich noch „entgegenkommender“ zeige, schlägt er einen Trab an und bereits beginnt es sehr, sehr sumpfig zu werden. Na, hier heißt es kühlen Mut bewahren und mal zunächst den Geist arbeiten lassen und dann die Füße. Zu gegenseitiger Beruhigung wird also eine Kunstpause gemacht: „Er“ bleibt auch wieder stehen, d. h. er grast so langsam vor sich hin. Ich suche eine trockene Stelle und lege alles Entbehrliche: Rucksack, Apparat usw. ab und „tu nun so leger als möglich“; bewege mich in mäßigem Tempo — accelerando, ritardando — zu meinem heißersehten, heißgeliebten Pony hin, NB!

es geht durch einen Sumpf! Sobald ich ihm aber in irgendwie verdächtige Nähe komme, fängt mein Geliebter an zu traben — eine Gangart, die ihn in wenigen Sekunden wieder meilenweit von mir entfernt und sich bei diesem Terrain nicht oft wiederholen darf.

Da muß ich nun wieder eine Pause eintreten lassen — zu gegenseitiger Beruhigung! Aber in mir arbeitet die Phantasie: Tröllafos adjeu! Pony auch adjeu, wer kann es wissen oder fliege ich im nächsten Augenblick so in den Sumpf hinein, daß ich womöglich ganz versinke oder mich zum mindesten nicht mehr photographieren lassen kann. Wenn das Pony in der menschenleeren Steppe sich verläuft und ich ohne Pony zum Sammelplatz zurückkehre, muß ich es ersegen?! Dazu natürlich der Spott von 150 Reiter und Reiterinnen gratis und franko!

Die geschilderten „Übungen im Gelände“ wiederholen sich noch einige Male, dann endlich komme ich ihm durch Anwendung der „nervösen Ruhe“ auf sechs, auf fünf Meter nahe, jeden Augenblick gewärtig, daß er wieder anfängt davonzurasen. Noch einen Schritt: Vier Meter! Noch einen halben mit äußerster äußerer Ruhe, aber mit Herzklopfen: hui! wie der Habicht auf die Taube!!! Hab' ich dich, du alter Schwede, mein Herzallerliebster, nun wirst du mir ja nicht mehr auskommen. Hoihee! hoihooo! Jetzt geht's aber dahin!

In weiter, weiter Ferne glaube ich noch einen Rest unserer großen Karawane um die Ecke biegen zu sehen. Das ist noch ein weiter Weg, es mögen dreiviertel Stunden sein bis dorthin, also lustig: Trab!

Ich wollte und sollte mich ja eigentlich ärgern über mein Mißgeschick, daß ich so weit zurückgeblieben, aber nur gemach: „Wandle deine Niederlage in Sieg!“ (Marden). Ich bin allein in dieser weiten, weiten Öde. Kein Haus, kein Baum, kein Busch, kein Mensch, nichts als eine kleine Strecke weit Sumpfgas, dann Felsblöcke und schwarze Berge. Kein Laut, furchtbare Einsamkeit ringsum, unfruchtbare Wildnis nach jeder Seite. O wie bin ich froh, daß ich diese einzigartige Stimmung ganz allein erleben darf! Seltene, seltsame Stunde. Ich verstehe, daß auf Island die Sagen wohnen, da könnte man selber zum Sagen-dichter werden. Tot und schwarz ist alles, ewig, urgewaltig und unberührt! — Da plötzlich, wie aus der Erde gezaubert die — Fee! Das leibhaftige Märchen mit wehendem, goldenem Haar, eine allerliebste Elfe, schön in weißem Kleid, die niederflutenden Haare verdecken fast das rosige Gesicht. Welche Überraschung, auf einmal so ein wunderliebes Bildchen in dieser schwarzen Umgebung zu sehen! Trotz aller Eile, an diesem Märchen kann ich nicht vorbeireiten! Etwas Schöneres als dieses Bild sehe ich auf alle Fälle nicht mehr, mag der Wasserfall noch so

prächtig sein. „He! mein liebes Kind, halte einmal mein Pony!“ Ach leider habe ich gar nichts, womit ich mein „Esperanto“ besser verständlich machen könnte, als ein Blechschächtelchen mit einem Rest von Pfeffermünz aus einem Automaten von der ferne „schwäbische Eisbahna“. Ich muß zuerst noch selber eine nehmen, damit sie begreift, daß es etwas zum Essen ist und kein Gift. Ich gebe ihr einige davon und sie gibt mir zum Dank die Hand. „Aber was machst du denn hier in dieser traurigen Wüste?“ Beeren suchte sie. Ich konnte allerdings nirgends eine entdecken. Sie gab mir von ihren Beeren. O mein liebes Kind, das sind keine Süd-Früchte! Ich gebe dann ihr und ihrem kleinen Schwesterlein nochmal von den Pfeffermünz-Pastillen, welche ebenfalls mit Dank entgegengenommen wurden; und nun wollte sie mir alle ihre Beeren geben. „Aber nein, mein herziges Dullenköpflein, so grausam werde ich ja nicht sein!“ Schließlich gab ich dann der Kleinen das leere Blechschächtelchen, mit der wunderschönen Italienerin, die daraufgemalt war. Jetzt mußte die mir auch ihr Patsche-Händchen geben. Zu nett! Adjeu ihr lieben Kinderlein!

Freilich kam ich so ein bißchen spät zum Wasserfall, aber ich habe schon viel schönere Wasserfälle gesehen, obgleich der Tröllafos auch ganz respektabel ist.

Natürlich wurde ich weidlich ausgelacht von allen tapferen Reitern, aber es tat mir nicht weh. Ich ritt ja auf dem Pony, auf dem drei andere zwar schon gesessen, aber nicht geritten waren und darum freut' ich mich im Siegerstolz mit Galileo Galilei:

„Und sie bewegt sich doch!!!“

15. Beim Konzert und — bei den Aussägigen.

Der Ritt — und der Laufschrift mitinbegriffen — war anstrengend und doch fühlte ich mich wohl, wie nach einem kalten Bad. Körperlich und geistig ganz frisch, ging ich abends noch an Land.

Das Erscheinen des „Großen Kurfürsten“ vor Reykjavik hatte natürlich großes Aufsehen erregt und wie es schon zu Homers Zeiten war, gab die gastliche Stadt dem Fremdling ein Gastgeschenk: zu Ehren des „Großen Kurfürsten“ wurde der Wettkampf aufgeführt und das Ponyrennen veranstaltet. Natürlich ließ sich der „Große Kurfürst“ auch nicht schlecht finden und gab seinerseits den Isländern ein Konzert durch die Schiffskapelle auf dem Thorwaldsenplatz in Reykjavik. In der Mitte dieses Platzes steht das Denkmal von Bertel Thorwaldsen. Er ist wohl der größte Isländer. Island hat auch sonst noch große Männer, die sich in der Wissenschaft ausgezeichnet oder sich um ihr Vaterland verdient gemacht haben, auch ihre Namen sind zum Teil durch Denkmäler verewigt, aber

Thorwaldsen wird wohl der einzige sein, der sich auf dem Festland der gleichen Berühmtheit erfreut, wie in seiner Heimat.

Der Thorwaldsenplatz scheint der Festplatz von Reykjavik zu sein. Gleich nebenan ist der „hohe Dom“ und (das Althingishus), das Althinghaus, das „Reichstagsgebäude“.

An diesem Abend wimmelte der Festplatz von In- und Ausländern. Das Verhältnis beider Länder glaube ich war so, wie wenn in Rottweil humanistisches Gymnasium und höhere Töchterschule an der Fastnacht auf dem breiten Trottoir von der Schöller'schen Buchhandlung bis zum „Steimer“ mit fremden Blicken, aber mit heimlicher Freude aneinander vorbeidefilirt. Manche Isländerin sah ich, welche beim Anblick der kuriosen Gestalten aus Berlin, Wien, Paris und New-York nur mit Mühe das Lachen verbergen konnte. Wir hatten ebenfalls stille Freuden; denn das Fremde lächert einen immer etwas. Im großen ganzen aber, glaube ich, hatten wir doch mehr Bewunderung für dieses so ungemein sympatische Völklein der Isländer. Die Männer ernst und schweigend, hochgewachsen und sehnig, aber besonders die Frauen und Mädchen waren selten schöne Erscheinungen. Nicht alle, aber sehr viele waren von so stolzer Haltung, so königlichem Ernst, besaßen solch' edle Gesichtszüge, daß sie sich ohne weiteres als Krimhilde oder Brunhilde

hätten vorstellen können. An dieser überaus vortheilhaften Wirkung ist freilich auch ihre prächtige Nationaltracht schuldig. Ihre Festtracht ist ein weißes, wallendes Gewand mit einem ganz eigenartigen Kopfschmuck, eine phrygische Mütze, ein phrygischer Helm oder wie man es nennen möchte mit weißem Schleier darüber. Ihre gewöhnliche Tracht ist schwarz, freier Hals und ein schwarzes Umschlagtuch oder ein Mantel von dunkelblauem oder dunkelrotem Samt mit Pelz oder Hermelin verbrämt. [Entschuldigen Sie, verehrte Leserin, daß ich Ihnen diese Herrlichkeiten nicht mit der nötigen Anschaulichkeit und Ausführlichkeit schildern kann, es fehlen mir dazu leider die tieferen schneiderischen Kenntnisse eines modernen Schriftstellers!] Ein ganz merkwürdiger Ernst liegt auf ihren Gesichtern. Die Fülle ihres goldigen Haares ist so groß, daß man es fast nicht glauben kann; aber es ist so. Bei uns kann man es meist glauben. Kein lautes Wort war zu hören, und nur vornehme Manieren bei hoch und nieder zu sehen. Jedes Musikstück wurde lebhaft beklatscht, als aber am Schlusse die isländische Nationalhymne gespielt wurde, da brach ein heller Jubel aus bei diesem patriotischen Völklein, das seine feuerspeienden Berge und seine Eisströme liebt, wie der Weingärtner seine Weinberge. Diese Nationalhymne mußte also wiederholt werden, sie ist eigenartig und ernst wie die Nation.

Es war wohl gegen halb 12 Uhr, als das Konzert zu Ende ging, aber noch war die Nacht nicht weiter vorgeschritten, als zu leichter, lichter Dämmerung und wir mußten uns dazu bequemen, schon in der Dämmerung die Nachtruhe zu beginnen; denn wir waren so glücklich oder unglücklich, daß für uns keine Nacht mehr kommen sollte, etwa zehn Tage lang.

Später Abend, später Morgen! Das ist meist so im Leben, macht aber nichts. Das offizielle Programm ist von der Art, daß wir es „abwickeln“ können ohne allzu große Hast. „Besuch der heißen Quellen zu Wagen oder zu Pferd“. Ich wähle natürlich wieder das Pony, meinen Lieblingsschüler, ein prächtiges Exemplar, an dem sich die erzieherischen Grundsätze so herrlich praktizieren lassen. Da ich aber heute allein reiten will und muß, so legte ich mir doch eine isländische Reitpeitsche bei 1. Kuriosums halber, 2. weil es mir und ihm mehr „Sicherheit“ gibt; 3. Ich muß doch auch etwas heimbringen! Bei kurzer Lehrzeit muß man schnell vom Lehrling zum Meister vorrücken und darum fühlte ich mich heute als Rittmeister. Die heißen Quellen waren bald erreicht und bald gesehen. Siedend heißes Wasser entquillt dem Boden und — praktisch muß der Mensch sein, namentlich wenn man kein Holz hat — dieses heiße Wasser wird in zwei kleine Teiche geleitet, wo es noch so heiß ist, daß der Wunderfig oder auch der Naturforscher sich

seine Fingerspitzen ordentlich verbrennen kann und die Waschweiber ihren Kaffee kochen können. Der eine Teich ist für die menschliche Wäsche und der andere für tierische, nämlich Schafwolle bestimmt.

Hier traf ich meinen Freund und seine Frau Gemahlin, beide zu Pony! „Ich reite jetzt zum Aussätigen-Spital hinüber, wollt ihr mit?“ Furcht und Neugierde stellen sich einander gegenüber auf die Wage. Bei dem schwachen und furchtsamen Geschlecht ist die Entscheidung klar, sie will nicht, er möchte wohl. Da ich noch ledig bin, trotz der Bemühungen meines Nachbarn, der es mir „gönnte“! — so reite ich allein los. Das Pony hat heute schon aufgehört, Herdentier zu sein, es geht heute schon hin, wo ich hin will. „Der Eintritt ins Spital der Aussätigen ist nur Ärzten gestattet!“. Da hab ich im innersten Herzen eigentlich nichts dagegen, aber sehen konnte ich doch viele Aussätige, welche im Freien spazieren gingen. Ich hatte gemeint, sie wären viel schrecklicher anzusehen. Aber es ist offenbar ein großer Unterschied, ob diese armen Menschenkinder von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen, nur allein ihrem Leid und ihrem Elend überlassen werden, oder ob sie christliche Liebe in ihre sorgsame Obhut nimmt. Alle diese Wunden und Geschwüre sehen ganz „schön“ aus, wie die Ärzte sagen. Einen Aussätigen sah ich, dem schon beide Augen fehlten. Da hat es mir doch

etwas gegruselt, ich wendete mein Pferd und ritt um das Spital herum und da sah ich noch viele solche unglückliche Geschöpfe. Aber auf einmal war ich ganz starr, ich weiß nicht vor Schrecken oder vor Freude: Ich sah in diesem Haus des Todes jugendfrische Mädchen, schön wie eine Isländerin, mit dem heitersten Humor als Krankenpflegerinnen warten.

Es waren etwa 80 Kranke in diesem Spital und der Aussatz ist sehr ansteckend und unheilbar und eine häßliche und eine schmerzvolle Krankheit. Daß junge, lebenslustige Mädchen sich in diesem Haus dem Krankendienste widmen, das halte ich für ein erhabenes Beispiel für das Geseß von der Erhaltung der Kraft nicht bloß auf physischem, sondern auch auf psychischem Gebiet, nicht bloß in der Welt der Materie, sondern auch in der Welt des Sittlichen: Daß nämlich jedes gute Werk, sogar jedes gute Wort ewig dauert und nicht verloren gehen kann.

Ich glaube nämlich: Diese herrliche Tat ließe sich wohl zurückführen auf ein ewig schönes Wort aus dem Munde des größten Arztes und Krankenpflegers.

18. Von der „Wissenschaft“ „dem Stein der Weisen“ und von „Sternen“.

Das offizielle Programm ist abgewickelt — nun kann's losgehen. Das historische Museum wäre noch

zu besichtigen. Können wir machen! Es bietet jedoch wenig Neues. Islands Größe liegt wo anders als in der bildenden Kunst, sein Reichtum ist die Seele und der Sang, der ihm aus übervollem Herzen quillt.

Noch ein halber Tag steht vor uns, unausgefüllt. Halloh, hurrah, bald gehts dahin, bergauf, bergab, in fliegendem Galopp, in eiligem Trab mit meinem Freund und zwei allerliebsten Rößlein nach Hafnarfjörður. Ja wenn sie gehen, laufen sie großartig. Jeder muß sie gern haben, diese kleinen, zottigen Gesellen. Man sollte es nicht glauben, daß das kleine Rößchen so einen langen Mann im Galopp davon tragen könnte, über Berge und Höhen immer in eiligem Tempo und nun gar, wenn sie zu zweit sind, dann stecken sie einander förmlich an und jeder will vorne sein.

Als erstes Lebewesen in der bisher noch ziemlich grünen Landschaft trafen wir unser durch den Ritt zum Tröllafos schnell berühmt gewordenes und seitdem allgemein beliebtes Fräulein. Sie war zwar schon etwas ältlich, jedoch schwer an Weisheit, insbesondere in Botanik, aber auch sonst. Teils dieserhalb wurde sie von allen mit freundlichem Lächeln begrüßt, teils außerdem —. Sie hatte nämlich den seltenen Mut beim gestrigen Ritt auch ein zweites Mal aufs hohe Seil — das wäre das Pony — zu steigen. Zwei Herren unserer Karawane waren ihr dabei behilflich und bewiesen damit, daß in unserer

feinen Reisegesellschaft auch Athleten waren und nun saß sie wieder droben, froh und freudestrahlend, wie die goldene Erdkugel auf den Schultern des Atlas. Ich weiß nicht, hatte ich mehr Sorge um die goldene Erdkugel oder mehr Mitleid mit dem armen Atlas! Sie war ein Muster von Energie, Tatendurst und Entdeckerfreude. Wer sollte sich nicht freuen, sie wiederzusehen in diesem lieblichen Tal. Einen ganzen Krautgarten von isländischen Moosen und Gemüsen und sonstigen Feldfrüchten hat sie, ich weiß nicht mehr welchem botanischen Institut heimgebracht, dazu Steine und Muscheln und Flaschen mit Wasser von den heißen Quellen zu mikroskopischen und chemischen Untersuchungen. — — Ein leidenschaftlicher Wissenschaftler, der sich seine Kreise nicht stören ließ und mit abgeklärter Ruhe im Sand des Meeres weiterforschte, wenn auch das vollbesetzte Motorboot ganz ungeduldig und nervös zur Heimfahrt tutete.

Unternehmend wie sie war, wollte Sie keine Minute der kostbaren Zeit auf Island unbenutzt verstreichen lassen und deswegen wollte sie den so ziemlich freien Nachmittag ausfüllen durch eine Landdauerfahrt nach Hafnarfjörður. Ein Drittel des zweistündigen Weges hatte sie auch glücklich zurückgelegt in ihrem stolzen Komfortebel. Da kam eine Brücke und hinter der Brücke der zweite Berg. Die Ponies

hatten sich vermutlich schon bei der ersten Steigung ihre nötigen Erfahrungen gesammelt und so machten sie kehrt und trabten nun fröhlich in ihre Vaterstadt zurück. Der Fuhrmann wollte sie wieder umwenden, aber alles war umsonst und so traten alle Einheimischen mit großem Gleichmut den Rückzug an, nur die Ausländerin konnte sich nicht beruhigen. Was dadurch natürlich auch für die Wissenschaft verloren ging — vielleicht für immer! — wer will es ermessen!

Als zweiten Unglücksraben in der isländischen Steppe trafen wir einen „Reitersmann zu Fuß“, der im Sande Islands den „Stein der Weisen“ suchte. Von seinem Brillantring war ihm nämlich nur noch der Ring geblieben, sein leuchtendes Auge aber war ihm ausgefallen. 300 Mk. sei dieses Glasauge wert. Ich sah etwas glänzen. Im Sand glänzte freilich viel! Aber vorsichtshalber muß ich doch nachsehen. Ich steige ab. Heute kann ich es ja riskieren, da ich nicht allein bin und sicherlich haben die beiden Ponies schon längst Brüderschaft getrunken, bleiben also hübsch beieinander. Das war auch so. Wie mein Freund mir aber das Pony halten wollte, da beanspruchte es wie weiland Ortrud den Vortritt. Weiterhin sah es ganz klar ein, daß man auch ohne Reiter Schritt, Trab, Galopp gehen bzw. springen kann und zwar mit großer Ausdauer. Mein Freund ritt Schritt, mein Pony geht im Schritt, 5m Abstand. Mein Freund

trabt, mein Pony trabt — genau 5 m Abstand, mein Freund galoppiert, mein Pony galoppiert, mein Freund ventre à terre und mein Pony terre à ventre immer im gleichen respektvollen Abstand — schuld an diesem ehrfurchtsvollen Abstand war: mein Freund hatte eine Visitenkarte in der Tasche mit so einem langen Beschrieb und darunter noch einige Fremdwörter! Schließlich wurde dem Pony diese Hejagad zu dumm und es schlug sich in die Büsche. Büsche gibt's zwar hier nicht, aber gleich neben der Straße eine Weide, allerdings mit mehr Felsblöcken als Weide.

Ich hatte den „Stein der Weisen“ auch nicht gefunden und wollte nun nach meinen Begleitern sehen, aber die waren schon ganz „ultra-montan“ (jenseits der Berge!). Erst wie ich den Berg hinaufkam, sah ich sie alle drei zurückreiten. Mein Freund erzählte mir eine aufgeregte Geschichte von heute und ich verriet ihm ein stilles Geheimnis von gestern und dann mußten wir beide herzlich lachen, einer ob des andern geheimen Heldentaten!

„Siehe dort am Bach, 10 scheckige Kühe und 9 ohne Hörner!“ — „Das schaut komisch aus, wie große Kälber!“ — „s gibt ja auch „große Kinder“.“

„Ist das ein Bodenhaufen mit Gras überwachsen?“ — „Es sind ja zwei. O weh, das ist ein Bauernhof! Das müssen wir ansehen!“ — Wie wir näher kommen, sehen wir zwei alte Bauernhäuser, aber

sie sind leer; denn ihre Einwohner haben einen großen Fortschritt gemacht: von der Höhle zur Hütte! Freilich ist auch ihre Hütte noch mehr aus Boden und Graswasen erbaut, als aus Brettern oder vollends aus Steinen. Und die Bauern lassen nicht einmal gern von ihren — wie soll ich sagen? — von ihren künstlich angelegten Höhlen. Ein Loch wird in die Erde gegraben und darüber ein Dach gebaut und dieses dann mit Grasboden zugedeckt. Diese Höhlen sind sehr warm und das Brennmaterial auf Island ist sehr teuer.

So gehen wir also hinüber zum „neuen Hof.“ Großes Staunen über unser Erscheinen! Von der ganzen Familie bringt keins ein Wort hervor. Nur der Großpapa, ein alter Seefahrer, der auch schon auf deutschen Schiffen gewesen ist, hat in seinem Gedächtnis noch ein paar deutsche Worte aufbewahrt. Die anderen, eine Mutter mit einer Kinderschar, — ein scheues Reh mit scheuen Jungen — sind bereits wieder im Dickicht verschwunden, — denn es droht Gefahr! Der alte Seefahrer erlaubte uns einen Blick in die Behausung zu werfen. O je! Da ist sie, die gute Frau und alle ihre Kinderchen suchen bei ihr Schutz und sie selbst schaut uns an mit Augen, als ob wir gekommen wären, sie und alle die Ihrigen zu ermorden. Da muß ich doch gleich helfen und heute kann ich es. In der Voraussicht auf eine solche Begegnung habe ich meinen ganzen Vorrat von

Nüssen, Feigen, Orangen und Schokolade zu mir gesteckt. Zuerst wollten sie ja nicht zugreifen, die Kleinen; schließlich haben sie aber doch die Situation und die Südfrüchte schnell begriffen. Wie die Mäulchen der Kleinen alle so lustig schmagten, da hat sich der Blick der jungen Mutter auch aufgehellt und ich glaube, sie hielt uns jetzt wohl für keine Räuber und Mörder mehr. Ihr Auge begann zu glänzen und sie gab uns wiederholt die Hand mit einem geflüsterten Wort und wußte nicht, wie sie für dieses kleine, große Christkind danken sollte. Mein Freund, der das selige Kinderglück und die funkelnden Augensterne sah, meinte: „Nicht wahr, da wünscht man nur einen großen Korb voll von diesen Sachen zu haben, um es den Kinderchen austeilten zu können?“ — „Freilich, wenn das die reichen Leute sehen könnten oder ihre Kinder!“

Du lieber Gott, diese paar Feigen waren freilich ein ganzer Himmel in dieser armen, armen Stube. Da war kaum das Notwendigste und wer sich ein isländisches Andenken aus diesem Haus hätte mitnehmen wollen, der hätte nach der Suppenschüssel greifen müssen oder nach dem Bett!

Die Seligkeit dieser Kinderchen hatte auch uns beseligt und wir ritten weiter mit einem Herzen, das nun noch empfänglicher war für Schönheit und für Freude. Der Weg war lang und wir mußten sehen,

auf welch' traurigem Grund die Islandsblüten von jenem Bauernhaus blühen müssen. Bei vollem Sonnenschein kamen wir bald über ein großes, großes Lavafeld: die Felsen schwarz wie Eisen, zerrissen und zerfegt wie Schlacken, ungeordnet wirr durcheinander wie Feuersgewalt sie hingeworfen. Ein trostloses Bild! Zwei zottige Isländer-Schafe suchten ganz allein nach zerstreuten Grasbüscheln. Wie mag es an jenem Tag ausgesehen haben, als diese unendliche Lavamasse feuerflüssig über das Land hinströmte! — Eine Telephonleitung geht jetzt über das Feld des Todes.

Wir durchreiten das schwarze Lava-Meer und kommen zu dem Städtchen Hafnarfjörður. Sein Leben, seine Seele, seine Industrie sind — Fische! Fische! Fische! Wie das Heu auf den Feldern sind sie ausgelegt zum Trocknen. Die ganze Einwohnerschaft, jung und alt, macht sich zu schaffen mit Ausweiden, Trocknen, Verpacken und Verfrachten der Fische. Die ernsten Mienen der Isländer und Isländerinnen haben sich bei diesem reichen Erntesegen etwas aufgeheitert und zudem gibt es heute viel zu sehen; wohl schon an die zwanzig Fremden waren heute in der Stadt. Die Herrlichkeiten des Städtchens sind natürlich gleich gesehen, und so kehren wir bald wieder um.

O was ist das für ein lustiges Traben in kühler

Abendluft, in frischer Meeresluft! Ich trompete meinem Pferdchen den Radejky-Marsch vor und der muß ihm absonderlich gefallen haben; denn er galoppierte ohne Aufhören und freute sich riesig, daß sein Kollege ihn nicht mehr einholen konnte! Draußen glänzte das Meer wie lauter Silber. Rings um uns die schwarze Lava mit ihren Drachenköpfen und Teufelsfragen. Auf der andern Seite die blauen Berge und über dem blauen Duft ein lichter Anflug der feuerfarbigen Abendröte. Dunst und Dämmerung, alles rot angeglüht und ein Leuchten weit und breit. Dazu die putzigen, hurtigen Pferdchen, die „sich sehnen, auch nur den aufsteigenden Rauch ihrer Heimat zu sehen“.

Hoihooo! — das ist ein Leben! Wir sind im Eisland, aber ist es nicht wie ein abendlicher Ritt durchs Paradies? Ein Jubelsalm rauscht von der Harfe der Natur!!! — — darum still! — —

Dort, das Bauernhaus wieder! Seh' ich nicht Sternlein glänzen? — Da hab ich, Kind, in deine Augen als in das Paradies geschaut!

19. Ein „Hopser“ — im Draumaland.

O weh, der schöne Abend ging zu Ende, doch kam die Nacht noch lange nicht. Es mögen noch fünf Stunden bis zur Abfahrt sein, aber mir ist, als ob ich in dieser Zeit noch etwas ganz besonders

Schönes erleben soll! Ist doch ein Konzert der Isländer auf unserm Schiff für heute abend angesagt. Seit ich dem „humoristischen“ Gymnasium entronnen, habe ich schon viele schöne Musik gehört in Rom, in München, in Wien, in Prag und doch gleich beim ersten Lied, wie war mir so ganz neu und eigenartig zu Mute. Was war denn so eigenartig? — Alles: die Stimme, die Sänger, die Melodie, der Text. Es war die isländische Nationalhymne, was sie zuerst sangen, eine wirkliche Hymne, sie klang wie ein Choral. Islands Nationallied ist ein Gebet zu Gott! Alle Reisenden waren auch gleich von diesem ersten Lied so hingerissen, daß die Isländer großen Beifall ernteten und dieses Lied wie noch manches von den folgenden wiederholen mußten.

Nachher war noch Ball an Bord, aber ich weiß nicht, das kam mir ganz komisch vor, daß die Isländerinnen tanzten. Es war für mein Empfinden so befremdend, wie wenn eine Klosterfrau tanzen würde. Nach meiner Ansicht paßte dieses „Gehopse“ gar nicht zu ihrem königlichen Ernst, noch auch zu ihren langen, wallenden Kleidern. Ich weiß nicht, das mag ja eine dumme und verschrobene Ansicht von mir sein, aber ich meine für diese Isländerinnen würde allein ein Tanz passen, wie ihn der Chor im griechischen Theater aufführte. Die Tänze dieses Abends waren wohl fremde Ware, eingeführt in Island und „made

in Germany". Entweder tanzen die Isländerinnen überhaupt nicht oder sie haben — was wohl wahrscheinlicher ist — ihre eigenen Nationaltänze, die zu Land und Leuten passen, die ihnen zur Kleidung und zum Gesichte stehen.

Die Stunde der Abfahrt hat geschlagen. Die Tanzenden wollen bei dem Kapitän um Verlängerung „der Polizeistunde“ anhalten, aber der Kapitän bleibt unerbittlich. Unsere Reisenden sind sonst freilich gewöhnt, daß ihnen kein Wunsch versagt wird, aber mir gefällt es ungeheuer, daß der Kapitän fest bleibt gegen „des Meeres und der Liebe Wellen“. Dazu ist er erstens Mann und zweitens Kapitän! Mir ist ja der Abschied ebenfalls hart und bitter, aber schön ist es doch, zur festgesetzten Stunde das Schönste und Liebste zu verlassen.

Draumaland — Träumeland — nicht umsonst! Ich habe keine dichterische Ader in mir, aber ich kann mir kein Land denken, das mehr Poesie hätte, als Island und zwar so wehmütig-träumerische, seligsüße Poesie. Der Nebel ist der größte Dichter und hier zu Lande webt er seine schönsten Sagen. Hier hebt er gelegentlich seine Schleier und läßt schauen in ein geheimnisvolles Land — ins Draumaland, wo ein Leben und Regen und Ringen und Kämpfen und doch über all dem ein Friede ist, wie mildes Mondenlicht. Lavafelder grotesk, Gebirge so unheimlich,

wie Dantes Höllenwanderung und dann wieder die ganze Insel in einem Meer von Licht und Glanz, wie Hellas blaue Berge, so daß selbst Athene ihr Land nicht schöner malen könnte, und dazu — so will mir scheinen — ein adeliges Geschlecht von Menschen.

Jetzt geht's hinauf in das Land des ewigen Eises, das bisher nur wenige Menschen geschaut. Ich freue mich darauf und doch mir ist, als ob ich das Schönste hier verlasse. Ich bringe das unruhige Kind — meine sehrende, verlangende Seele — zur Ruhe, indem ich ihr sage: Weißt du, das Christkindlein kommt bald wieder und du darist Island wieder sehen. — — —? Ein Fragezeichen ist unnötig!

Die Nacht war ruhig und dämmerig hell, war eigentlich schon keine Nacht mehr. In deutschen Landen schlug die Uhr 4 Uhr morgens, bei uns war es erst halb 2 Uhr, — so weit waren wir westwärts gefahren und selbst jetzt ging es noch schwer, sich zur Ruhe zu entschließen. Um 8 Uhr stand ich auf, vielleicht kann ich das Draumaland noch einmal sehen? Richtig, wir fahren noch an seiner Küste, aber schon war sie fern. Noch eine Weile — jetzt war sie verschwunden die — Toteninsel!

Ich ging ins Gesellschaftszimmer, setzte mich an eines der weißen Pulte und schrieb zum ersten und zum letzten Male etwas in mein Tagebuch:

20. Lieb Island, meine Braut!

Noch seh' ich deine blauen Berge. Wie lieb du mir geworden bist! — Zwar fährt das Schiff in eine neue Welt, in die Welt der Wunder von Schnee und Eis, und doch mir ist, lieb Island, als ob dein Lied in dem Konzert von gestern abend das Schönste war, was meine Seele auf dieser Wunderfahrt erfreuen soll. O dank Euch, liebe Sänger! Wir haben ja wohl kurz, ach so kurz, das Land und die Leute gesehen, da und dort ein bißchen auch verstanden, aber Ihr, vielliebe Sänger, habt uns erschlossen das Herz von Land und Leut. Was wir nicht sehen, nicht verstehen konnten, das habt Ihr uns fühlen lassen und wie eine schöne Offenbarung uns in die Seele eingesungen: es war eine Welt von Schönheit, Neuheit, Innigkeit. Es war: lieb Island, meine Braut.

Wer bei Ulm geboren ist, weiß wohl wenig von Island. Man sieht auf der Karte oben, weit droben eine Insel, einsam und verloren; auf dem Atlantischen Ozean schwimmt sie wie ein Stück Treibeis. Island — Eisland! Nicht weit von Grönland, nicht weit vom nördlichen Eismeer — „es tut mir in der Seele weh, daß ich dich in der Gesellschaft seh!“ Island — Eisland und doch war es einst ein Feuerland, Hekla und Geysir sind noch davon Zeugen. — — So weit oder nicht viel weiter lehrt die Geographie den Kleinen und der Kleine träumt noch ein Weil-

chen davon. So einen siedend heißen, hochsprudelnden Springbrunnen möchte er ja wohl gern sehen, aber der Vater gibt ihm kein Geld dazu. — — —

Und jetzt fahre ich in die Rauchbucht ein von Reykjavik. Nebliches Wetter! Das ist ärgerlich — aber ich werde bald belehrt, daß ich das als schönes Wetter anzusehen und mich dessen sehr zu freuen habe. Vom Schiff gerade gegenüber liegt das Haus der Aussägigen, abgeschieden von der Hauptstadt. Nur schnell hinab ins Boot und hinüber zur Hauptstadt des Draumalandes! — — Gott, welche Enttäuschung! Genau dieselben Häuser wie bei mir zu Haus. Ein Motorboot pustet heran: auf Island Motorboote und Telephon und Telegraph und im Kaufladen, eine Zahlmaschine, die rasselnd und klingelnd den eingeworfenen Betrag quittiert und — damit kein Rest von Poesie mehr bleibe: — Kinder, welche Ansichtskarten verkaufen! — bin ich in Neapel? — und zwei Kinematographen, mit den bekannten, farbenprächtigen Plakaten. Das ist das Draumaland, das Land der Träume?

Dann kam das Rennen. — Das war mir auch nicht neu, ausgenommen die folgsamen Ponies. Da plötzlich sieht das Auge etwas großes Neues und verfällt in stilles Staunen. Der Himmel wird hell, die Stimmung ändert sich. Etwas großes Neues waren diese Menschen, etwas großes Neues diese Frauen,

diese Mädchen. So etwas habe ich noch nie gesehen. Nicht will ich lügen, daß alle schön waren, aber einen besonderen Reiz haben sie alle, wie keine andere auf dem Kontinent und viele, sehr viele sind schön — so schön! Wie Königinnen schreiten sie einher, wie in Armut gesunkene Königinnen, wie schwergeprüfte Dulderinnen. Wie Königinnen schreiten sie einher — nicht stolz, nicht selbstbewußt und doch so hoch, so groß; sie sind ernst, nicht traurig, schüchtern, doch nicht verzagt, wortkarg, nicht unfreundlich. Sie lachen selten und wenn man ihnen ins Auge schaut, so muß man glauben, daß das edle Menschen sind. Aus dem blauen, vollen Auge spricht eine harte, edle Seele. Vornehme Linien des Gesichtes, eine Überfülle goldigen Haares, auf den Wangen ein Rot vom glühenden Feuerland, frei der Hals und frei die Stirne; der Schmuck bald eine große Agraffe, bald die Natur allein.

Neue Menschen und in ihrem Antlitz liegt etwas, was man nicht schildern kann, etwas Eigenartiges, das nicht die Seele des Einzelnen ausgeprägt hat, etwas Geheimnisvolles, das ein Jahrtausend geschaffen. Und dieses Geheimnisvolle und dieses Jahrtausend das ist wohl der tiefste Zauber dieser Königinnen. So klang ihr Lied:

O, gud vors lands! O, lands vors gud,
Vér lofum þitt heilaga, heilaga nafn!

Ur sólkerfum himnanna hnyta þér kranz
þínir herskarar, tímanna safn!
Fyrir þér er einn dagur sem þúsund ár,
og þúsund ár dagur, ei meir.
eitt eilíðar smáblóm með titrandi tár,
sem tilbidur gud sinn og deyr,
;: Islands þúsund ár ;: —
eitt eilíðar smáblóm með titrandi tár,
sem tilbidur gud sinn og deyr.

„Gott unseres Landes sei gelobt;
Du strahlst in ewigem, ewigem Glanz!
Deine Heerschar der Zeiten, sie flieht dir zum Ruhm
Aus Sonnenlichtgarben den Kranz.
Ein Tag ist für dich so wie tausend Jahr',
Ein Jahrtausend ein Tag, der verglüht,
Ein Ewigkeitsblümlein mit zitternder Trän',
Das Gott anbetend verblüht.
Islands tausend Jahr',
Islands tausend Jahr',
Ein Ewigkeitsblümlein mit zitternder Trän'.
Das Gott anbetend verblüht.“

Das ist Island! — Island, das Gott gegenüber steht auf der Höhe des Nordens, das ihn sieht von Angesicht zu Angesicht. Das ist Island, das in seiner Einsamkeit Gott fühlt und spürt. Das ist Island — vielleicht Gottes liebstes Kind, weil's so einsam ist und arm. Gott muß es halten mit dem Finger seiner Hand, daß es im Weltmeer nicht versinkt; er muß das Ewigkeitsblümlein anhauchen mit dem warmen

Odem seines Mundes, daß es auftaut, das liebe Gotteskind. — Das ist Island, das Gott zuschaut seit tausend Jahren, wie er die Welt erschafft aus Feuer und Eis, wie er unfruchtbare, schwarze Steine baut zu ehernen Mauern und wie er ein kümmerliches Blau-Vergißmeinnicht pflanzt an eines Sumpfes See. Das ist Island, das von der Hand Gottes in den Mund lebt.

„Ein Ewigkeitsblümlein mit zitternder Trän', das Gott anbetend verblüht“ ist Island, ein blaustrahlendes Vergißmeinnicht am langen Sommerabend, wenn in Blau und Rot, wenn in Luft und Licht und Glanz die ganze Insel jauchzt, als wäre der erste Tag im Paradies, ein besonders schöner Garten der Wonne für ein paar besonders gute, göttliche Menschenkinder. Das Meer erglänzte weit hinaus, das Land erstrahlte weit hinein, so daß es eine Hymne war, ein Weltenpsalm auf Gottes goldner Harfe.

Ein herziges, blaues Blümlein ist das arme, kümmerliche Vergißmeinnicht von Island. Ihm gleicht das Land. Die Schönheit liegt in der Luft; denn die Erde ist so schwarz, daß man sie fürchten könnte. Das ganze Land hat keinen Wald und weite, weite Flächen haben keine Blume, auch keine Blümchen. Wie gottes- und menschenfeindliche Riesen heben die schwarzen Berge ihr trotziges Haupt hinauf zum Himmel und schauen herab auf den winzigen Punkt,

auf den einsamen, kleinen Menschen, der nichts sieht als weite Lavafelder, menschenleere Gegend, unberührtes Land und ringsum die schwarze Mauer wolkenhoher Berge. Feuerskraft hat glühende Blöcke in den nassen Sumpf geworfen. — Darf man sie anrühren? Sind sie schon kalt? Oder ist der gewaltige Schöpfungstag eben erst vorbei? „Ein Tag ist für dich so wie tausend Jahr!“ — Man schaut in dieses Land hinein wie in ein Jahrtausend, wie in eine Weltzeit. Kein Vogel singt, kein Bächlein plätschert, die Berge sind Stahl und die Steine sind Eisen, die Felder ohne Korn und Gras, die schwarze Lava spricht allein, hält großes, grausiges Schweigen. Ist's Ruhe nach dem Sturm? Ist's Ruhe vor dem Sturm? Kommt bald ein neuer Schöpfungsmorgen? Soll alles bald zu Eis erstarren, soll alles bald im Feuer schmelzen? — — — Weiß Gott!

„Gott unseres Landes sei gelobt!“ Du gibst dem Ewigkeitsblümlein mit zitternder Trän' Felsen zum Schutz und zur Freude einen Sonnenstrahl von 20 Stunden. Wer ist so glücklich, zitterndes Blümlein?

„Ein Ewigkeitsblümlein mit zitternder Trän', das Gott anbetend verblüht,“ so sangen sie und das ist das Land, das der hoheitsvolle, wehmutsvolle Zug im Auge jedes Isländers, den ein Jahrtausend Islandsnatur ihm eingeschrieben hat. „Ein Ewigkeitsblümlein

mit zitternder Trän',“ das ist die niegesehene Schönheit von Islands Töchtern. — —

Dumpf im Unbewußten lag dieser Eindruck von Land und Leuten, doch Ihr, vielliebe Sänger, habt diesen glimmenden Funken zu offener, bewußter Freude entfacht. Euer Lied hat die Erlebnisse der beiden letzten Tage, die Schönheit, die ganze Poesie von Island in Natur und Menschenseele wie in einem Brennpunkt gesammelt. Es war so schön! Eure gewaltige, ernste Hymne gemahnte uns wieder an den Gottespsalm, der so mächtig auf der Harfe der Natur geklungen. Der seelenvolle Sang, das Klagende, das Bittende Eurer Stimmen war uns Offenbarung, ein Blick in Eure Seele, in die Gedanken einer langen Winternacht, ein Hinweis auf die Entbehrungen in der Einsamkeit, in Nacht und Eis, ein Gruß war es an jene blühend-frohen Mädchen im Haus des Todes dort drüben bei den Aussägigen. —

„Drückt dich auch schwer des Schicksals Hand, du mußt doch immer vorwärts, vorwärts Land,“ so sang der Sänger, so will's der Dichter, so will es jeder Menschenfreund und im Hafen schlagen Wellen von der neuen Welt herüber, „Vorwärts, vorwärts mußt du Land!“ Ja wohl, werd' immer glücklicher, liebes Land, doch gib wohl acht: du hast so viel gebaut nach innen, Verliere dein Jahrtausend nicht, verliere nicht dein Innerstes! Du bist so

lieb und groß! Verlier' dich nicht im Meer der Welt — verloren bleib im Welt-Meer!

Die lieben Sänger kehren heim. Musik war wieder einmal Offenbarung. Leb wohl du großer Sigfus Einarsson mit seiner seltsamen Sängerschar! — Nachts 12 Uhr fahren sie im kleinen Boot schweigend zu ihrem Eiland zurück, das in heller Dämmerung träumt. — Und unser Schiff fährt stolz vom kleinen Land. Aus dem Rauchsalon kommt Gambrinus mit einem Glas voll edlem Naß und singt: „Ein Prosit der Gemütlichkeit!“ — —

Gut Nacht, lieb Island, meine Braut! — — —

21. Zur „Abkühlung“!

„Eisschollen, Eisschollen, Eisberge“! — daß man hätte meinen können, wir wären schon halb untergegangen, aber es war eitel Freude, was so laut schrie. Ja wahrhaftig, tatsächlich, wirkliche und wesentliche Eisschollen am hellen Mittag am 26. Juli. Eisberge (!) einen halben Meter hoch! Ja, aber immerhin weiße Boten aus dem weißen Norden. Treibeis, Eisplatten von recht verschiedener Größe und vielgestaltiger Form. Es war ja bloß der Anfang vom Lied, aber fürs Auge doch ein recht ungewohnter Anblick, kaum daß wir Island aus den Augen verloren hatten. Die Luft ist

begreiflicher Weise sehr kühl geworden und eigentlich schon mehr kalt zu nennen, aber das hindert natürlich niemand, diese neuen Bewohner, die aus einer anderen Welt kommen, mit Staunen und Bewunderung zu betrachten. Wir freuen uns an dem herrlichen Grün und an den phantastischen Farben. Da wir auf dieser Reise eigentlich nichts zu tun haben, als zu spielen und zu schauen, so formen wir mit kindlicher Phantasie aus diesen Eisblöcken alle möglichen Gestalten: „Sieh hier ein wirklicher Tisch, o schau einmal diese Pilze, fünf Schwammerling auf einem Rasen, o dort kommt ein Schwan!“ „Siehst du denn nicht dabei auch gleich den Lohengrin?“ „So schau doch einmal hin, ob das kein Schwan ist. Vorn ist der Kopf!“ „Bei den natürlichen Schwänen ist es so.“ „Nun das ist auch kein übernatürlicher!“ „Na also ein Schwan!“ — Was siehst du denn noch?“ „Dort ein tanzender Löwe!“ „O das ist wieder viel auf einmal!“ Ja es ist wahr, man braucht nicht einmal ein Dichter zu sein und auch keine große, kindliche Phantasie, um aus diesen Eisstücken alle Dinge zu erschaffen, die es gibt im Himmel und auf Erden; sie sehen oft einem Tisch, Schwämmen, Schwänen und dergleichen täuschend ähnlich, und des Meeres Wellen bringen Bewegung hinein, so daß sich das große, tote Eismeer regt wie weiland die Gebeine vor dem Propheten Elisäus.

Wie Kinder schauten wir hinein in dieses weite Kalleidoskop und konnten uns nicht satt sehen. Auf einen dieser „Tische“ hatte sich sogar ein Seehund gesetzt, dessen schwarzer Körper sich hell abhob von der weißen Marmorplatte. Unser Geist und unsere Phantasie gingen noch weiter als wir sahen, wir sprachen über die Eisströme, über die Seehunde und Walrosse, über das Nordlicht und die Mitternachts-sonne; wir sprachen darüber und waren furchtbar gescheit, hätten aber trotzdem doch gern mehr gewußt. Ein Herr, der diese Reise schon mehrmals gemacht hat, mischt sich in unser Gespräch und wir erkennen bald den Fachmann, er weiß uns viel Neues zu berichten, namentlich in der Zoologie ist er großartig zu Hause. Man kommt sich ganz klein vor; überhaupt ist es auf unserem Schiff manchmal ein bißchen unheimlich; denn abgesehen von den geheimen und wirklichen Hofräten, sind auch manche geheime Leuchten der Wissenschaft da, Zierden von Universitäten, die aber ihr Licht zur Zeit vollständig unter den Scheffel gestellt haben, aber eben deshalb ist die Gefahr so groß, sich mit einer kühnen Behauptung unsterblich zu blamieren; Künstler, Maler, Schriftsteller und selbst — eine große Romanschriftstellerin (im Nebenamt soll sie sogar noch Gräfin sein!) sind auf unserem Schiff. Das Klügste wird also sein wir ergeben uns und anerkennen die Autorität,

die vor uns steht, und bekennen uns demütig als Laien. Wir sind selbstverständlich ganz ergriffen von dem Vortrag, dessen wir doch so ganz und gar nicht würdig sind, den zu halten aber doch die Autorität die ganz unverständliche Güte hat. Etwas Einzigartiges ist die Polarwelt und welche Wunder versprach sie uns erst nach den Ausführungen dieses Gewährsmannes. „Darf ich den Herrn vielleicht meine Karte anbieten?“ — „Sie sind zu freundlich!“ sagten wir alleruntertänigst und hofften, nun eine genaue und ausführliche Karte gerade über diesen Teil der Reise zu sehen, wie nahe wir wohl an Grönland wären, welche Gletscher nach dieser Richtung münden, wie weit der Golfstrom reicht, wo der Grönlandstrom sich besonders geltend macht etc. etc. Es war aber eine andere Karte — eine Visitenkarte:

Samuel Kohn aus — (einer schönen Stadt am Rhein) — Straße, Hausnummer, großes Pelzwarengeschäft, Spezialität: Blaufüchse, Silberfüchse, Eisbärenfelle. Reichhaltiges Lager an Bord, Ausstellung zu besichtigen jeden Morgen von — bis —. Kabine No. — — —. „Wollen Sie Ihrer Frau Gemahlin nicht machen a Geschenk mit so 'na schäna Bällz?“ — —

22. Die Polartaufe.

Kaum war Island für uns südlich geworden, so hatten wir auch schon den Polarkreis überschritten,

und niemand hatte die schwarz gestrichelte Linie beachtet. Dies war auch das einzige Mal, daß der sonst immer allgegenwärtige Schiffsphotograph nicht auf seinem Posten war; alles hat er photographiert, nur den Polarkreis nicht. Aber es ist auch ganz unbegreiflich, wie leichtsinnig hier oben Länder, ja Weltteile abgegrenzt werden! Nicht einmal ein Markstein ist zu sehen, wo bei uns zu Lande doch jeder Bauer seinen Acker abgrenzt: man merkt schon, wir fahren in ein herrenloses Land.

Drei Tage und drei Nächte, die jetzt auch Tage sind, also 6 Tage auf dem nördlichen Eismeer zu fahren, das war eine schwere Sorge für den Norddeutschen Lloyd. Denn er kennt seine Pappenheimer und weiß, daß viele der modernen Menschen sind wie die Kinder: sie wollen immer etwas Neues haben und nun sollen sie drei, ja sechs Tage mit derselben Puppe — dem Meer — spielen. Das kann nicht sein. Gern hätte er einer Walfischfamilie eine Einladungskarte geschickt, aber die sind in der Deszendenz noch nicht einmal so weit wie die Lappen. Da kommt glücklicherweise eine große Zollrevision, die sich jedoch nicht aufs Gepäck, sondern auf die Person der Reisenden selbst erstreckt, durch S. M. N. = Seine Majestät, den Beherrscher aller Meere und Gewässer, Neptun. Kling — tschin — trara — ra! Ein großer Volksauflauf! Hui — bumm — valera! Was ist da

los? Die ganze Schiffskapelle bläst einen feierlichen Festmarsch und zwar nicht in ihrem gewöhnlichen Standquartier, sondern „im Ausmarsch“. Ein großer Umzug kommt daher, unendlich lang, zuerst Militär und dann Chargen: der Polarpolizist mit etwas länglicher, rötlicher Nase, der Polararzt, dem als Wahrzeichen ein Totenkopf auf den Rücken gemalt ist, der approbierte Polarbader mit riesiger Schere und mit einem furchtbaren, aber doch ungefährlichen Rasiermesser, dann folgt noch ein Trupp von sonstigen Polarmenschen, deren Stand, Amt und Würde ich nicht so rasch erkennen konnte. Zwei Chinesen und zwar echte — es waren unsere „Waschweiber“! — trugen ein großes Polster mit reichem Orden-Segen. Schließlich kam er selbst, der Beherrscher aller Meere und Flüsse, der Gebieter über Wogen und Wellen, Neptun. Schon der respektable Umfang ließ auf seine große Bedeutung schließen und die Strahlenkrone auf seinem blondgelockten Haupte, der furchtbare Dreizack in seiner Rechten, flößten jedem den nötigen Respekt ein. Seine Gemahlin Thetis — ein junger Wiener — war ihm gleich an Pracht und Herrlichkeit, nur, wie das nicht anders zu erwarten, noch um einige Grade milder und schöner. Goldiges Haar umfloß sie wie ein Mantel. Beim Anblick des goldenen Haares drängte sich einem unwillkürlich die Erinnerung an das Lied auf:

„Du flachshoarats Diandl,
J han die so gern
Und i kunnt weg'n dein Flachshoar
A Spinnradl wern!“

S. M. Neptun war sich seiner Würde und seiner Gewalt wohl bewußt, und am liebsten hätte er alle Passagiere mit der gleich gründlichen Polartaufe getauft, wie es bei den Matrosen unter sich üblich ist, nämlich durch völliges Untertauchen, auf daß ein ganz neuer, ein ganz anderer Mensch aus dem Wellengrab auferstehe. Alle, die wir in sein Reich eintreten wollten, mußten wir andere Menschen werden und ein besseres Leben anfangen. Aber einerseits war das Polarwasser an diesem Tage so furchtbar kalt, daß eine so gründliche Taufe schlechterdings unmöglich war, und andererseits glaubten auch viele Passagiere, daß ihr Leben einer so gründlichen Umwandlung nicht bedürfe, und so wurde die Taufe in weniger strengen Formen vorgenommen. Der gestrenge Neptun begnügte sich mit einer gründlichen Reinigung und Abstaubung. Bei einzelnen, die es besonders notwendig hatten, ganz neue und andere Menschen zu werden, wurde freilich mit größerer Umsicht und Genauigkeit vorgegangen, so daß selbst Fräulein zuerst mit einem großen Maurerpinsel tüchtig eingeseift und dann mit dem großen Rasiermesser auch „großzügig“ rasiert wurden. Da überall mög-

lichst gründliche Arbeit gemacht werden sollte, so waren auch die Instrumente dementsprechend gebaut. Unter anderem war auch ein großes Fernrohr aus zwei Weinflaschen konstruiert und es wurde so gleichgültig hingestellt, daß es aussah, als ob es zu allgemeiner Benützung da wäre. Richtig fand sich auch alsbald ein Naturforscher, der glaubte, das Fernrohr müßte ihm gute Dienste leisten. So war es auch! Kaum hatte er seine Forschungen begonnen, da ergoß sich aus beiden Röhren des Opernguckers ein reichlicher Wasserfall über den erstaunten Naturforscher — zum großen Gaudium für das ganze Publikum.

„Dem Verdienste seine Kronen!“ Daß S. M. Neptun nicht jedes Verdienst nach Gebühr belohne, das kann ihm niemand nachsagen. Hervorragende Leistungen in Kunst und Wissenschaft zu Wasser und zu Land fanden ihre Anerkennung und Auszeichnung. Der hohe „Orden vom weißen Eisbären“ wurde, glaube ich, dem Kapitän zu teil und so kamen sie nacheinander herunter, immer in der entsprechenden „Verdünnung“. Unter schallendem Halloh wurde unserm allgemein beliebten Fräulein der — „Pony-Orden“ — angeheftet.

Nachdem so Lob und Tadel nach Gebühr verteilt waren, gab uns Neptun noch allerlei gute Lehren und heilsame Ermahnungen, nützliche Ratschläge und praktische Winke aus dem reichen Schatz seiner Erfahrung. Den Fräuleins der verschiedenen Stationen

empfahl er in den einzelnen Landessprachen — Neptun sprach natürlich alle Sprachen! — sie möchten doch recht vorsichtig sein und abends nicht gar zu lang auf Deck promenieren, weil es sonst leicht Verkühlung gebe bei der kühlen Luft des Nordens, auch sei sein Reich voller Kobolde. Die jungen Fräulein kicherten nur — und glaubten weder das eine noch das andere. So sind die jungen Leute!

Die Herrn möchten es sich gesagt sein lassen, daß sie mit dem Überschreiten des Polarkreises in das Reich der Mäßigkeit eingetreten seien und darum künftighin nicht mehr, als sieben Glas Bier trinken dürfen, sei es nun Münchner oder Pilsner. Die Herrn lachten nicht; sie sind vom Militär und vom Gymnasium her an strikten Gehorsam gewöhnt und so tranken sie in Zukunft immer nur — noch eins! So war also die Polartaufe sicher nicht ganz umsonst!

Im Festmarsch, wie er gekommen, zog Neptun wieder ab. Er verschwand in unserem Schiff, und nie habe ich ihn wiedergesehen, wahrscheinlich hat ein Heizer den ganzen Zug bei einer geheimen Lucke wieder hinausschwimmen lassen ins Meer und hinab in die Tiefe zum Eispalast Neptuns.

Kein Zweifel, Neptun war uns von ganzem Herzen gewogen, denn selbst sein geheimstes Schatzkästlein, die vergletscherte Insel Jan Mayen ließ er uns schauen. Erst war sie ganz sacht in weichen Nebel eingepackt.

Dann wird der Nebel heller, bekommt ein gelbliches Leuchten, wird ein wenig durchsichtig und dann dürfen wir durch ein helles Fenster einen ganz stillen, heimlichen Blick hineinwerfen in ein Sonnenland von Schnee und Eis. Viel schönen Dank für diesen Blick ins glänzende und doch so totenstarre Nivel-Heim!

23. Im Salon-Dampfer zum ewigen Eis.

Der Polarkreis ist überschritten und Jan-Mayen ist vorbei. Wir sind im Nördlichen Eismeer. Und wer sind „Wir“?

Im Eismeer! Schon der Name macht einen frieren, und von Jugend auf haben wir davon nur Schreckhaftes gehört, von übermenschlichen Strapazen und von wahnsinnigen Entbehrungen, von Schnee und Nacht und Eis und ewigem Eis, von Abenteurern, denen das Leben nichts gilt, und die um Gruseln und Geld ihr Leben gern verkaufen, von Helden, die mit eisernen Muskeln und eisernem Willen frei gewollt den furchtbarsten Kampf mit der furchtbarsten Natur aufnehmen wollen, den Kampf um den Nordpol. Der letzte Satz hieß immer: „Vielleicht verhungert, vielleicht erfroren, jedenfalls spurlos verschwunden!“

Wir — ich — im Nördlichen Eismeer! Ja, wir mußten uns oft gewaltsam daran erinnern: „Denk dir, wir sind jetzt im Nördlichen Eismeer!“ „Ja freilich

sogar deine Frau ist da, — sie kann so gut Klavier spielen und schreibt dir deine Noten wie gestochen! — im Nördlichen Eismeer!“ — Es waren noch mehr solche Andrés und Nansens auf dem Schiff. In einer Salonecke sitzt eine gut bürgerliche Tante. Sie schaut kaum zum Fenster hinaus und geht selten auf Deck; denn sie ist an Arbeit gewöhnt und will ihren Spizenteppich noch fertig bringen auf dieser langen Seefahrt. Die werden schauen daheim! „Da sehet, die gute Tante war nicht müßig! Diesen ganzen Teppich habe ich gehäkelt auf der vierwöchigen Meerfahrt! Ist er nicht schön? Ja das will ich meinen. — O überhaupt, es war ja entzückend in diesem hellen, weiten Salon auf den weichen, gepolsterten Sofas. Wir waren unser vier: zwei Amerikanerinnen, sie sprachen aber beide fließend Deutsch, und noch eine Schwäbin. Ich kann Euch nicht sagen, was die eine von den Amerikanerinnen für ein reizendes Muster zu einem Vanity-bak hatte. Julius war meist oben im Rauchsalon. Er war immer in fröhlichster Laune und sagte mir oft abends: „Weißt du, Tantchen, das habe ich schon gemerkt, im Skat kann mir keiner hin, von der ganzen internationalen Reisegesellschaft keiner! Ich glaube, da könnte ich noch die Weltmeisterschaft erringen!““

Im Nördlichen Eismeer. — „Auf in den Kampf steht der Torero“, das geht noch. „Vilja, o Vilja“.

„Du hast ja keine Ahnung“, „Kind, du kannst tanzen wie meine Frau“, auf dem Nördlichen Eismeer! Kein Wunder, daß alle Augenblicke ein Seehund seinen schwarzen Kopf aus dem Wasser herausstreckt und „große Augen“ macht. Die „Singvögel“ des Nordens fliehen erschreckt davon ob der gefährlichen Konkurrenz, welche ihnen unsere Musikkapelle macht. Im Nördlichen Eismeer wurde täglich dreimal konzertiert. Morgens auf Deck von 10—11, dann bei Tisch und abends! Etwas Großartigeres kann ich mir kaum denken, als ein Konzert auf dem Meer. Das Meer ist der schönste Konzertsaal, geräumig und sehr akustisch, nicht in dem Sinn, daß es den Ton gut wiedergibt, sondern weil es zu allen Stücken eine passende Begleitung mitzusingen weiß. Das „Maëstoso“ liegt ihm ja unstreitig am besten, bei „Schwertergeklirr und Gewittern“ schlagen die Wogen an die Planken, daß es klingt. Dem Helden weht es durch seine irische, salzige Brise kühnen Mut zu und durch einen Wogenschwall fordert es seinen Trotz heraus. Doch auch die kleinen, kurzen Saiten von Zärtlichkeit und wiegenden Tänzchen sind ihm nicht fremd. Das Meer versteht auch zu kosen und zu scherzen. Die kleinen Wellchen lachen silberhell; perlende, leuchtende Bälle werfen sie tanzend über ihr Haupt. — Haltend, verhaltend — und gleich wieder hurtig und hüpfend packen sie neckend einander beim Zopf!

Im Nördlichen Eismeer, — wo so viele den Tod gefunden, suchen wir Gesundheit und Erholung. Denn vollkommen staub- und bazillenfrei sei hier die Luft, sagen die Hypochonder und ihre Ärzte; doch die Modernisten unter den Ärzten sagen nicht so; sie behaupten: der Töne Sang, der Wellen Spiel, der Tatendurst, Entdeckermut, die ewig lachenden Amerikanerinnen, die wecken auf die Lebensfreude und damit alle guten Geister. Freude! Freude!

„Freude, heißt die starke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.“

„In Nacht und Eis“: Fridjof Nansen und sein treuer Freund Johannsen liegen im Schlafsack auf dem Eis mit nassen Kleidern, mit klappernden Zähnen. Ihr Frühstück: Hafermehl-Suppe und nachher ein Trunk Wasser. — Wir schliefen im Nördlichen Eismeer im geheizten Zimmer. Die Trompete rief uns zum Frühstück, dessen Speisekarte wir ganz oder teilweise durchessen konnten. Es gab tatsächlich auch Menschen, welche zu der gesunden Klasse der Omnivoren gehörten. Hier ist die Speisekarte eines beliebigen Tages im Nördlichen Eismeer. Dieses Theater konnte um 8 Uhr beginnen und mußte um 10 Uhr beendet sein.

Frühstück:

Apfelsinen Aepfel
Hafergrütze Haferschleim
Sago in Milch
Kalter Sahnenreis mit
Pfirsiche
Gesalzene Makrele
Geräucherter Hering
Fischbälle Tomaten-Sauce
Geröstete Kalbsnieren auf
Röstbrot
Schweinsfilet in Netzhülle
Wildmus in Krustaden
Vom Rost:
Beefsteaks Hammel-
kotelettes
Yorkshire Schinken
Wiltshire Speck
Gekochte, Gebratene, Fran-
zösisch.,Saratoga-Kartoffeln

Eierkuchen Lissabon
Spiegeleier Teufels Art
Rühreier russische Art
Verlorene Eier
Trinkeier
Deutsche und Speck Pfann-
kuchen
Buchweizen, Hominy
Griddle Cakes
Kaffee, Tee, Milch, Schoko-
lade, Kakao
Ingwer Marmelade Gelée
Honig
Coffeinfreier Kaffee
KALT: Rostbraten
Gebrat. Puter
Verschiedene Wurst
Camembert-, Gervais-Käse

— — Der letzte Satz hieß immer: „Spurlos ver-
schwunden, wahrscheinlich erfroren — vielleicht auch
verhungert — — —!“

24. Spitzbergen in Sicht! — An den Grenzen der Erde.

Spitzbergen — das Land der Schrecken, ein Land
in Nacht und Eis — wie liegt es da im Sonnenglanz,

eine Studie in Weiß und Blau, — eine Welt für sich.
Eine Welt, in der so alles anders ist als sonst. Keine
Stadt, kein Weg und kein Steg, kein Ährenfeld, kein
Tannenwald, fast keine Ebene und fast kein Mensch. —
Einsam für sich! — Zu eigener Lust spiegelt es seine
kalte Schönheit im glatten Meeresspiegel.

Spitzbergen — der Name ist nicht umsonst. Lauter
spitze Berge mit scharfen Spizen, mit zerissenen Gipfeln
und das Übrige ist Eis. Das ist die meerumrauschte
Insel. Ein schwimmender Eisberg, auf dem einige
Felsblöcke liegen — das Land! Ja bis an die Schultern
haben die Berge ihren Eismantel gezogen und oft
stecken sie auch noch das Haupt in das große Eis-
bärenfell, wie der Wanderer im Winter bei eisigem Ost.

So die Anfahrt. Doch wir wollen zuerst noch zu den
Grenzen der Erde und die sind allerdings nicht mehr
weit von hier; denn dort hinter dem Berge liegt ja
die Ballonhalle des kühnen André, der von dort aus
mit dem Ballon seine traurig-schöne Himmelfahrt
zum Nordpol gemacht hat. Kaum sind wir einige
Seemeilen nordwärts gesteuert, kommt auch schon
das Pack-Eis angetrieben, eine große Gefahr für unsere
Schraube. Ein Schiff ohne Schraube kommt aber ge-
rade so gut vorwärts, wie ein Mann ohne Füße.
Auch uns will der Nordstern sein ängstlich gehütetes
Geheimnis nicht entschleiern. Wir müssen umkehren;
die Rote Bucht ist mit Eisquadern blockiert, wir müssen

uns also in die geschützte und schützende Magdalenenbucht zurückziehen. Der rauhe Nord blies uns mit eisigem Wind einen kalten Schneesturm ins Gesicht, es wurde Nacht und neblig und seine weißen Wölfe, die Eisblöcke, hatte der Nord schon in Massen uns entgegengeschickt; ob wir wollten oder nicht, wir mußten umkehren. Aber wir waren doch an den Grenzen der Erde und wir waren dem Nord doch so nahe gekommen, daß wir einen Blick hineinwerfen konnten in sein weites, weißes Land. Wir sahen in der Ferne Eispaläste mit breiten Fassaden, Festungstürme und Festungsmauern aus Eis, so weit das Auge reicht, eine Eis-Blokade und dahinter die Eisgebirge. Das sind die Grenzen der Erde und wir sahen: die Welt ist nicht „mit Brettern vernagelt“, aber der Weg ist versperrt mit einem toten Land auf totem Meer. Dieses Reich, wo der Eisbär König und Amtmann ist, schwimmt auf dem Meer und daher ist es nicht „noch immer auf dem alten Fleck“, wie mein liebes Schwabenland, sondern das ganze Land ist in langsamer Bewegung, getrieben teils von der Meeresströmung, vielleicht auch von stetigen Winden. Nansen wenigstens ersah aus seinen Messungen, daß er nicht so weit nach Norden gekommen war, als er nach seinen Märschen eigentlich hätte sein müssen. Er war also offenbar mit dem ganzen Polar-Eis südlich getrieben worden.

Wir sind an den Grenzen der Erde, und hier be-
gint das Land von glänzendem Kristall, aber es ist
eine grauenerregende Herrlichkeit. Hier müssen die
Nordpolfahrer ihre — wahnsinnige, möchte man
sagen — Fahrt beginnen. Wahnsinnige Reise —
ja, so denkt der gewöhnliche Mann. Er glaubt, daß
in dem Gehirn des Nordpolfahrers nicht alles in Ord-
nung ist, oder er betrachtet ihn als Opfer krankhafter
Ruhmessucht. Hat er gar nicht recht? Der Gebildete
und insbesondere der Mann der Wissenschaft sieht
in dem Polarfahrer einen Helden, der im Interesse
der Wissenschaft sein Leben wagt. — Und der Nord-
polfahrer selbst? Wie sieht er die Sache an und
was ist es, das ihn hineinzieht in dieses unwirt-
liche Land? — Unerforschtes, frisches, jungfräuliches
Land zu entdecken — das Neue hat immer seinen
Reiz. „Noch nie dagewesen!“ steht ja an jeder Jahr-
markt-bude, wo man einen ungewöhnlich großen
Ochsen oder sonst eine „Größe“ sehen kann. Ohne
Zweifel wird auch das wissenschaftliche Interesse
des Nordpolfahrers groß sein: den Nordpol, den festen
Punkt auf unserer Erde zu entdecken, die Stelle zu
finden, wo der große Magnet begraben liegt, nach
dem all' seine zerstreuten Kinder mit ihren spitzen
Fingerchen deuten, die Geographie dieser Gegend
weiter auszubauen, über die Beschaffenheit des Eises
und des Meeres, über Meeresströmungen und Luft-

verhältnisse Näheres berichten zu können. Daraus und vielleicht noch aus anderen Verhältnissen und Tatsachen, die jetzt noch unbekannt sind, lassen sich dann weitere Schlüsse ziehen und vielleicht kommt dann Licht in manches bisher unlösliche Problem. — Ist dieses der Magnet, der den Nordpolforscher mit so unheimlicher Gewalt anzieht? Ja, aber ich glaube, daß in seiner Seele noch ein viel stärkerer Magnet ihn dorthin zieht; denn:

„Grau, treuer Freund, ist alle Theorie
Und grün des Lebens gold'ner Baum!“

25. Von einer geheimnisvollen Naturgewalt.

„Ich glaube an ein ewiges Leben und ich will unsterblich sein!“ Wenn sich vielleicht auch nicht alle Menschen offen zu diesem Glauben bekennen, so ist dies doch die größte Sehnsucht und das innerste Verlangen von allen. Selbst die, welche von Unsterblichkeit ganz falsche oder doch sehr verworrene Begriffe haben, trachten mit aller Macht nach dem „ewigen Leben“, weil sie dieser geheimnisvollen Naturgewalt nicht widerstehen können. Und so, glaube ich, ging mancher in dieses Land des Todes, um dort das ewige Leben zu suchen. André selbst sah es ein, daß er etwas Unmögliches versprochen hatte, aber er schrieb: „Meine Ehre ist engagiert!“ und darum wollte er sein Leben lassen, um ewig zu leben.

Der Leib des Menschen hat den Selbsterhaltungstrieb, und die Seele hat das sehrende Verlangen nach Unsterblichkeit. Der Unsterblichkeitsdrang ist der Selbsterhaltungstrieb der Seele und diesem Selbsterhaltungstrieb sucht sie mit elementarer Gewalt zu genügen. Das äußert sich in den Großtaten der Menschen ebenso, wie in den kleinen, alltäglichen, beinahe unbewußten Handlungen.

„Es wird gebeten, das häßliche und dumme Beschreiben der Wände dieses Gotteshauses gänzlich zu unterlassen“, verkünden verschiedene Pappendeckel in und an dem Kölner Dom. Häßlich mag es sein, aber dumm? Der Kölner Dom, dieses herrliche und große Werk, ist geboren aus dem Unsterblichkeitsdrang eines großen Geistes, und diese Krigeleien hat die Unsterblichkeitsnot eines kleinen Geistes eingerigt, der aber immerhin soviel Einsicht hatte, daß er seine Vergänglichkeit durch die Unsterblichkeit des Kölner Domes zu retten suchte.

War es nicht eine „Dummheit“ ähnlicher Art, daß die alten ägyptischen Könige ihren Leib einbalsamieren ließen und über ihrem Grabe auf breitester Grundlage Türme von mehr als 100 Meter Höhe erbauten? Die Gelehrten hatten lang zu arbeiten, bis sie diese „Dummheit“ begriffen, bis sie einsahen, warum diese Türme so langsam und doch so standhaft und stetig und sehrend ihre Spitzen zum Himmel erheben.

Auch die alten Römer wollten fortleben und nicht vergessen sein und darum legten sie nicht weltabgeschiedene Friedhöfe an, sondern sie bauten ihr Grab an die Heerstraße von Rom bis Kapua. Unsere stillen Friedhöfe haben das ja nicht nötig; denn man heißt sie auch — Gottesacker.

Ist es Eitelkeit allein oder ist vielleicht auch ein bißchen Unsterblichkeit dabei, wenn das liebe, kleine Backfischlein seine ersten Visitenkarten so selig betrachtet, die es zu Weihnachten bekommen und für die es eigentlich noch gar keine Verwendung hat? Es wird ihm dabei so stolz und froh zu Mut; denn sein eigener Name ist „eingegraben“ in — und wenn es jetzt stirbt, so ist es nicht spurlos verschwunden; denn mit Horaz kann es sprechen:

„Exegi monumentum aere perennius“

ein Denkmal habe ich errichtet, dauernder als Erz. Wer nach 100 Jahren noch so ein Kärtchen findet, der weiß: daß einmal eine

„Sophie Fieger“

gelebt hat und aus der Zierlichkeit des Kärtchens wird hoffentlich jeder noch weitere Schlüsse ziehen können.

Ist es nicht eine Freude in dem innersten Kern unseres Wesens, in der Mitte unseres Herzens, wenn wir auferstehen und wiederum das Licht der Welt

erleuchten — in unserem Erstgeborenen? Ein kräftiges Volk sucht die Unsterblichkeit auf breiter Grundlage und darum gleichen die Kinder dort den Orgelpfeifen.

Der Selbsterhaltungstrieb der Seele, der Unsterblichkeitsdrang, das ist wohl die starke Naturgewalt, welche den modernen Menschen auf Adlerschwingen zur Sonne trägt und ihn zum Nordpol führt, zur Totenstarre, wo sich Leben und Licht Grau in Grau auflöst, zum Nordpol und vielleicht auch noch weiter, zum Glauben und Schauen, zu ewigem Leben und ewigem Licht.

26. Mitternachtssonne.

Da droben scheint die Sonne nachts um 12 Uhr!

Das ist freilich merkwürdig! Und doch so ganz nah ist das uns eigentlich nicht. Im Winter ist es bei uns um 5 Uhr Nacht, und im Sommer scheint bei uns diese Zeit immer noch lang die Mitternachtssonne. Der Tag nimmt zu und wächst und, würde er noch zwei oder drei Monate weiter wachsen, dann hätten wir auch die Mitternachtssonne und so ist es uns tatsächlich ergangen. Die Mitternachtssonne verschwindet nicht plötzlich, sondern der Tag ist einfach immer länger geworden. Schon in Bremen fiel mir diese späte Dämmerung auf, ebenso am andern Tag auf dem Meer; in Edinburgh war es um 10 Uhr noch

Tag und in Island schrieb ich während des „Hopsers“ um halb 12 Uhr im Freien noch eine Karte, ohne die Augen anstrengen zu müssen! Und wenn wir auch in unseren niederen Breiten im Juni abends zum Fenster hinausschauen, es will eigentlich gar nicht mehr recht Nacht werden. Auch bei uns ist die Juninacht eigentlich nur mehr eine tiefe Dämmerung, namentlich auf hohen Bergen:

„Lieblich sind die Juninächte,
Wenn des Abendrots Verglimmen
Und des Morgens frühe Lichter
Dämmernd ineinander schwimmen.“

(Weber „Dreizehn Linden“)

Um halb 12 Uhr trommelte ich meinen Reisebegleiter aus der Kabine und aus dem süßen Schlaf: „Die Mitternachtssonne! Kommt schnell!“

„Denen, die der Ruhe pflegen
Kommen manche ungelegen.“ (Busch)

Zu „Denen“ gehört aber gewöhnlich der Geldbriefträger nicht und in diesem Fall auch ich nicht. Seit Island war es ja auch schon bei Nacht Tag, aber der Himmel war mit leichtem Gewölk gleichförmig überzogen, so daß wir bisher die Sonne nicht sehen konnten. Bei Tag war uns das auch gleichgültig, da hatten wir sie schon oft gesehen, aber bei Nacht,

da, h. beim nächtlichen Tag hätten wir sie gern gesehen. Heute zum ersten Mal schien sich das Gewölk gegen halb 12 Uhr teilen zu wollen. Max und Mark sind innerhalb einer Bierminute auf Deck, da sehen schon wir die strahlenlose Sonnenscheibe, aber schon ist sie wieder verschwunden — zum Ärger unseres allgegenwärtigen Schiffsphotographen! Wir warten und warten, aber sie kommt nicht wieder, und schon wollen wir die Jagd nach der Sonne aufgeben. Mein Freund aber ist ein großer Prophet in seinem Vaterlande und so prophezeit er jezo — aus der Ausdehnung und Grenzlinie der Wolken schließend — mit aller Sicherheit und aller Bestimmtheit: „Die Mitternachtssonne wird noch einmal sichtbar werden und zwar in sieben Minuten!“ Was will sie jetzt machen, sie kann doch den Propheten, der so fest auf sie vertraut, nicht sitzen lassen und so kommt sie denn wirklich zur festgesetzten Minute. Es war gerade genau Mitternacht. Aber Herr, da haben wir sie gepackt — der Schiffsphotograph und ich — und haben gelacht, daß wir sie gerade Glocke 12 photographieren konnten. Andere Photographen haben auch schon um 10 Uhr Aufnahmen gemacht von der „Mitternachtssonne“. Was will man machen, wenn einem der Schlaf kommt und schließlich ist die Sonne um 12 Uhr auch nicht anders als um 10 Uhr.

Wer ins Reich der Mitternachtssonne reist, der

möchte nicht bloß eine taghelle Nacht haben, sondern er möchte die sonst so solide Sonne, die mit dem ersten Hahnenschrei aufsteht und sich noch vor dem Abendrot zur Ruhe niederlegt, schon auch als Nachtwandlerin sehen, und so reiste ein Amerikaner fünfmal zum Nordkap und nie hat er die Mitternachtssonne gesehen. Man muß eben Glück haben! Und dieses Glück hatten wir: wir wissen es gewiß und können es bezeugen, daß wir mitten in der Nacht — die allerdings keine Nacht war — die Sonne hoch am Himmel stehen sahen und um 12 Uhr „nachts“ etwa so hoch wie bei uns im Hochsommer um halb 7 Uhr. So müssen wir also nicht heimkehren und sagen: „Wir haben uns zehn Tage und zehn Nächte von der Sonne anscheinen lassen und haben sie nicht gesehen.“ Wir sahen die Mitternachtssonne noch oft, aber sie kam uns bald nicht mehr so merkwürdig, im Gegenteil fast selbstverständlich vor. Wir fanden nichts Besonderes an ihr. Man sah sie eben morgens, wenn wir aufstanden, mittags, abends um 8 Uhr, um 10 Uhr ein bißchen tiefer. Von 11 Uhr „nachts“ bis 1 Uhr morgens stand sie — wenigstens scheinbar — immer so ziemlich in derselben Höhe. Um 3 Uhr war sie wieder etwas höher und etwas glänzender, und so folgte Tag auf Tag ohne eine dazwischen liegende Nacht. Wir hatten einen ununterbrochenen Tag von rund 300 Stunden, von Island bis zum Nordkap.

27. Die „Mechanik“ der Mitternachtssonne.

Ich glaube, ich darf es schon eingestehen, daß ich an diesem 300 Stunden-Tag mehrere Mittagsschläfchen gemacht habe; denn da es keine Nacht, ja nicht einmal eine leichte Dämmerung gab, so mußte man sich wohl oder übel ganz gegen oder ganz nach seiner Gewohnheit zu einem Schläfchen beim hellen, lichten Tage entschliessen. Auf dem Festlande bin ich eine große Schlafhaube. Wenn ich nicht so durchschnittlich 25 Stunden pro Tag geschlafen habe, so ist es mir nicht recht wohl. Hier oben aber war ich ein ganz anderer Mensch. — Das macht die Polartaufel! Von der gewöhnlichen Müdigkeit, die ich sonst meist mit mir herumtrage, keine Spur. Ich fühlte mich so frisch und lebendig wie selten zu Hause und das alles bei sehr angestrenzter Tätigkeit und sehr wenig Schlaf. Dieses äußerst geringe Schlafbedürfnis ist übrigens eine angenehme Erfahrung aller, die ins Reich der Mitternachtssonne kommen.

Man kann meinem Freund und mir im allgemeinen keinen unsoliden Lebenswandel vorwerfen, aber in diesen Tagen sind wir oft zu sehr unchristlichen Zeiten „heim“gegangen. Die Temperatur war bei Tag oft so warm, daß es bei einer kleinen Anstrengung wohl zum Schwitzen kommen konnte, aber auch die „Nacht“temperatur war durchaus nicht unangenehm kalt. In leichter Pelerine machten wir unsere Spazier-

möchte nicht bloß eine taghelle Nacht haben, sondern er möchte die sonst so solide Sonne, die mit dem ersten Hahnenschrei aufsteht und sich noch vor dem Abendrot zur Ruhe niederlegt, schon auch als Nachtwandlerin sehen, und so reiste ein Amerikaner fünfmal zum Nordkap und nie hat er die Mitternachtssonne gesehen. Man muß eben Glück haben! Und dieses Glück hatten wir: wir wissen es gewiß und können es bezeugen, daß wir mitten in der Nacht — die allerdings keine Nacht war — die Sonne hoch am Himmel stehen sahen und um 12 Uhr „nachts“ etwa so hoch wie bei uns im Hochsommer um halb 7 Uhr. So müssen wir also nicht heimkehren und sagen: „Wir haben uns zehn Tage und zehn Nächte von der Sonne anscheinen lassen und haben sie nicht gesehen.“ Wir sahen die Mitternachtssonne noch oft, aber sie kam uns bald nicht mehr so merkwürdig, im Gegenteil fast selbstverständlich vor. Wir fanden nichts Besonderes an ihr. Man sah sie eben morgens, wenn wir aufstanden, mittags, abends um 8 Uhr, um 10 Uhr ein bißchen tiefer. Von 11 Uhr „nachts“ bis 1 Uhr morgens stand sie — wenigstens scheinbar — immer so ziemlich in derselben Höhe. Um 3 Uhr war sie wieder etwas höher und etwas glänzender, und so folgte Tag auf Tag ohne eine dazwischen liegende Nacht. Wir hatten einen ununterbrochenen Tag von rund 300 Stunden, von Island bis zum Nordkap.

27. Die „Mechanik“ der Mitternachtssonne.

Ich glaube, ich darf es schon eingestehen, daß ich an diesem 300 Stunden-Tag mehrere Mittagsschläfchen gemacht habe; denn da es keine Nacht, ja nicht einmal eine leichte Dämmerung gab, so mußte man sich wohl oder übel ganz gegen oder ganz nach seiner Gewohnheit zu einem Schläfchen beim hellen, lichten Tage entschliessen. Auf dem Festlande bin ich eine große Schlafhaube. Wenn ich nicht so durchschnittlich 25 Stunden pro Tag geschlafen habe, so ist es mir nicht recht wohl. Hier oben aber war ich ein ganz anderer Mensch. — Das macht die Polartaufe! Von der gewöhnlichen Müdigkeit, die ich sonst meist mit mir herumtrage, keine Spur. Ich fühlte mich so frisch und lebendig wie selten zu Hause und das alles bei sehr angestrenzter Tätigkeit und sehr wenig Schlaf. Dieses äußerst geringe Schlafbedürfnis ist übrigens eine angenehme Erfahrung aller, die ins Reich der Mitternachtssonne kommen.

Man kann meinem Freund und mir im allgemeinen keinen unsoliden Lebenswandel vorwerfen, aber in diesen Tagen sind wir oft zu sehr unchristlichen Zeiten „heim“gegangen. Die Temperatur war bei Tag oft so warm, daß es bei einer kleinen Anstrengung wohl zum Schwitzen kommen konnte, aber auch die „Nacht“temperatur war durchaus nicht unangenehm kalt. In leichter Pelerine machten wir unsere Spazier-

gänge auf dem Promenadendeck nach dem Diner, das abends nach 9 Uhr beendet war. Die Zeit oder gar die Nacht drängte uns nicht, im Gegenteil, die Luft war so angenehm frisch und so kräftig und die Berge und Gletscher, von denen wir immer rings umgeben waren, spielten so in weichen Farben, daß das alles einen recht guten Unterton gab für ein gemütliches Gespräch. An diesen langen Abenden, oder vielmehr an diesen schönen „Nachmittagen nach dem Abendessen“ sprachen wir über alles Mögliche: „Jetzt ist es bei uns daheim schon ganz anständig dunkel“ oder um 12 Uhr: „Jetzt liegt in Meckenbeuren und Durlesbach schon längst alles im Bett und wir gehen im hellen Sonnenschein spazieren. — Übrigens, was hast du für einen Weg gemacht nach Bremen?“ „Ich kam natürlich den Rhein heruntergefahren von Mainz nach Köln.“ „Wie hat dir denn der Rhein gefallen?“ „Rein gefallen!“ „Wie so denn?“ „Ich war ja bisher nicht stolz auf mein Schwabenländle, aber wenn man von Hohen-Tübingen oder gar vom Hohen-Twiel ins Land hineinschaut, dann weiß ich nicht, warum es vom Rhein gar so viele Lieder gibt. Wer von der norddeutschen Streusandbüchse kommt, dem mag er schöner scheinen.“

„Übrigens, wie kommts denn, daß hier oben die Sonne auch bei Nacht scheint? Wie erklärst du dir eigentlich die „Mechanik“ der Mitternachtssonne?“

— D. h. ich verstehe es ja schon, obgleich — so ganz klar steht es mir nicht vor der Seele. Wie würdest du das z. B. der Tante Lene klar machen?“

— „So sei einmal eine Zeitlang still und laß mich denken! — Du weißt, die Erdachse neigt sich in der Zeit vom 21. Dezember bis zum 21. Juni (um 47°) gegen Süden oder mit anderen Worten, der Nordpol macht ganz langsam ein Kompliment vor der Sonne, und so hätten wir also die gleiche Stellung wie wenn — dein Kopf die Erdkugel wäre und dir gegenüber etwas höher hängt — im Zimmer die Lampe. In unserer Heimat geht die Sonne auf und unter. Denke dir also einen Bewohner etwa auf deiner Stirn und mach' eine Drehung. Nach einer Viertel-Drehung kommt für deinen Stirnbewohner allmählich der Abend, nach einer halben Drehung hat er Nacht, Mitternacht, nach einer Dreiviertel-Drehung sieht er das rosige Licht der aufgehenden — Lampe und nach einer ganzen Drehung kann er im Schweiß seines Angesichtes sein Brot essen. Befindet sich dagegen ein Bewohner dort, wo bei einem reinlichen Menschen keiner hausen darf, oben auf der Plattform deines braungelockten Hauptes, so hat er eben Tag, du magst dich drehen wie du willst, auch zur Mitternachtzeit des Stirnbewohners wird ihm die Mitternachtssonne scheinen!“ „Ja aber wie erklärst du dann die halbjährige Nacht hier oben?“ „Je nun,

in der Zeit vom 21. Juni bis 21. Dezember (es wird voraussichtlich 1912 auch so sein!) lehnt der Nordpol sich zurück zum Winterschlaf (um 47°)! Wenn also dein teures Haupt noch einmal beim Sphärenreigen mittun will, so hätten wir jetzt die Stellung: dein edles Haupt hat sich zurückgelehnt oder was gleichbedeutend ist, die Sonne, die Lampe, steht jetzt unterhalb deines Hauptes meinetwegen auf dem Tisch. Deine Stirnbewohner werden ja immer noch Licht bekommen, aber der auf der Plattform kann keine Sonne mehr sehen; denn alle Sonnenstrahlen schießen am Rand deines Schädeldaches vorbei. Solange also die Sonne nicht „ums Eck“ scheinen kann, wird der Bewohner da oben kein Licht sehen.

Und die Moral von der Geschicht? — Wenn irgendwo dir eine Sonne lacht, mach ihr ein Kompliment, damit sie dir nicht untergeht!“

„Jetzt ist es 2 Uhr. Ich denk' wir gehen heim!“ — „O ich weiß nicht, ich habe noch kein Bedürfnis und es ist ja noch so schön Tag.“ „Freilich, der Tag hat schon wieder begonnen und bald wird er auch seine Arbeit bringen, und wenn du warten willst, bis es Nacht wird, dann gehen wir in drei Tagen noch so spazieren! — Nein, „gute Nacht!“ wollte sagen „guten Tag“ und „angenehme Ruh!““

28. In der Magdalenenbucht — Gräberplatz und Gullygletscher.

Das ist die erste Bucht Spitzbergens, welche ich sehe und doch glaube ich, daß es gleich eine der allerschönsten ist. — „Laß dir einen Frühstückskorb geben; denn wir fahren natürlich nicht aufs Schiff zurück zum Mittagessen!“ Unter einem „Frühstückskorb“ muß du dir, sehr verehrter Leser, nun nicht gleich einen Korb vorstellen, an dem zwei Mann zu tragen haben, sondern nur eine quadratische Schachtel aus Pappe, die aber immerhin ihren Mann noch gut nährt. Um acht Uhr wird ausgebootet. Von drei Uhr morgens bis sieben Uhr währte die „Nacht“-Ruhe, wir sind also keine Siebenschläfer. Neugierig und tatendurstig steigen wir in unsere Motorboote „Flick“ und „Flock“. Da werden wir gleich drüben sein am Gräberplatz, in fünf Minuten, längstens in 10 Minuten; denn wir fahren schnell und es ist ja auch gar nicht weit. — 25 Minuten haben wir gebraucht, man sollte es gar nicht für möglich halten, aber das ist auch eine so merkwürdige Spezialität von Spitzbergen, daß man sich in den Entfernungen und den Maßen so schrecklich täuscht. Schuld daran ist wohl die klare Luft, die einem alles wie in nächster Nähe zeigt, dann die riesigen Dimensionen von Meer und Berg und Gletscher und auch von unserem „Schifflein“, ferner

das Fehlen jeden Vergleichungspunktes, wie Bäume, Häuser.

Wir landen. Das Programm lautet: „Besuch des Gräberplatzes“ und darum schießen die Passagiere auf den Gräberplatz los. „Kommen Sie nur herein, meine Herrschaften, die Vorstellung wird jeden Augenblick beginnen! Nur noch drei Sitzplätze! So was muß man gesehen haben. Niemand versäume dieses interessante Schauspiel. Noch nie dagewesen! Nur noch zwei Tage ist die hochinteressante Attraktion am Platz!“ — Da die Vorstellung jeden Augenblick beginnt, so rennen 300, um noch einen der drei Sitzplätze zu bekommen. — — — Und mir kann's recht sein! —

Bald bin ich allein. Ui! Hast's gehört? Wie silbern das geklungen! Was mag das sein? Schon wieder! O wer sollte es glauben, die kleineren von den schimmernden Eisklumpen machen diese wunderfeine Musik. Unser Motorboot ist wieder abgefahren und hat über das Meer hin lange Wellen gezogen, so daß die Eisschollen aneinander schlagen: ganz still und doch ganz deutlich hört man dieses Klingen, wie die feinsten Kinderstimmchen, wie das Weihnachtsglöckchen aus dünnem Silber. Und hier am Ufer diese allerliebsten Steine machen ähnliche Musik. Wie das singt! Mir ist, als hätte ich solche Steinchen noch niemals gesehen: ganz blau, ganz

rot, ganz gelb, glänzend grün, glänzend schwarz und weiß! Ich habe mir einige so blauleuchtende Augen mit heimgenommen, aber des Kindes Blumen sind ganz verwelkt. Sie wollen ihre Schönheit nicht fortfragen lassen und ihre Schönheit nur in Spitzbergen zeigen, wo sie niemand sieht.

Nummer 2 des Programms: „Besteigung des Gullygletschers.“ Sieh da! Sieh da, Timotheus, da wurmseln sie schon die Berglehne hinauf wie die Ameislein, unsere guten, alten Tanten, die sich zur Würde ihres Alters noch den Lorbeer- und Ruhmeskranz einer Gletscherbesteigung holen wollen. So kann ich also jetzt nach den Gräbern sehen.

Da ist nun allerdings nicht viel zu sehen, als daß eben diese Menschenknochen — auf Spitzbergen liegen! Freilich, eine sonderbare Stimmung liegt darüber, eine eigenartige Elegie, eine noch größere Melancholie liegt über diesem Totengebein als anderswo; denn hier oben sterben die Menschen meist eines anderen Todes als in ihrer Heimat. Hier ruhen Menschenkinder, Brüder, Glieder unserer herrlichen Gattung „Mensch“, die sich hier im Eisland krank am hitzigen Goldfieber gegenseitig die Schädeldecke eingeschlagen haben — wegen dem stinkenden Thran und den stinkenden Walfischkadavern. — Hier im Eisland eine solche Hige!

Ich schau mich um in der Magdalenenbucht: ein Rundpanorama wie droben in Oberstdorf, freilich die

Stimmung ist eine ganz andere! Der Boden ist Sand mit ein wenig Moos und an den Steinen wachsen schwarze Flechten. Ein kleines Bächlein müht sich ab durch Sand und Moos ins Meer zu kommen. Das arme, schwachsinnige Kind will seiner Großmutter auch eine Freude machen mit einem Blumenstrauß aus Gras und einigen Blumen, aber die Großmutter, das Meer, kennt nur das Große. Mit eisigem Arm empfängt es das arme Kind. Einen großen Acker von Eisschollen trieb es ihm entgegen an den sandigen Strand! Ein gewaltiges Rundpanorama von schwarzem Berg und weißem Gletscher und blauem Meer und wieder blaues Meer und weißer Gletscher und schwarzer Berg, dazwischen klare, frische Luft und warmer, goldener Sonnenschein.

Wie groß die Natur! — Wie klein der Mensch! Wie ist die Landschaft so herrlich weiß und blau und der Mensch so schmutzig gelb in seinem Neid! Am Ufer liegen Eisstücke — glänzend und blau und Felsblöcke glogig und grau.

Besteigung des Gullygletschers! — So gemütlich habe ich noch keinen Gletscher bestiegen. Man könnte in den Hausschuhen gehen und mit dem Sonnenschirm. „Spitzbergen ist ein neuentdecktes Touristenland!“ Ja es ist wahr, Spitzbergen ist ein ideales Touristenland und zwar für den allerkühnsten Bergfexen wie für die gute, alte Tante, die sich aus ihrem

Häkelgarn kaum frei machen kann. Beide Arten von Touristen hatten wir an Bord mit all den verschiedenen Spiel- und Abarten dazwischen. Wir hatten kühne und kundige Bergsteiger mit Eispickel und Seil und Gletscherbrille, was ungemein gefährlich aussah, namentlich wenn sie neben den friedlichen Tanten standen. „Gar viel verheißet uns der Tag!“ Denn sie können sich streiten um den Ruhm einer Erstbesteigung und dann womöglich den namen- und herrenlosen Berg nach ihrem wertigen Namen benennen. Neben den Louis-Mayer-Gletscher in der Möllerbucht würde ja eine Max Müllerspige sehr wohl passen. Darum Glück-auf ihr Kraxler, hier ist die seltene Gelegenheit zu ewigem Ruhm geboten! Über Schnee und Spalten, über Felsen und Eis könnt ihr zum höchsten Gipfel des Ruhmes steigen, wie wird er sich freuen, der spige, scharfe Felsenberg, wenn ihm Adam einen Namen gegeben hat!

Ich war ausgerüstet mit Rucksack, Affenkasten (Abkürzung für Fotograffenkasten) und Regendächlein. Der Ausrüstung nach zu schließen, ging ich also im Wesentlichen friedlicher Beschäftigung nach und doch schlummerte auch in mir die Abenteuerlust, der Größenwahn, die Kraxlomanie. Ich weiß nicht, ist das nur bei mir so oder ist es ein allgemein menschlicher Zug: der Zug nach der Höhe.

29. Spitzbergen von oben.

Wir machten Mittag hinter einem großen Felsblock und ich tippte leise an und ganz langsam, vorsichtig wie ein Verführer. „Der Zug nach der Höhe“ scheint doch ziemlich verbreitet zu sein, wenigstens ging mein Freund gleich lebhaft auf meine „Zweifel“ ein, ob man da hinauf kommen könnte usw. und gar bald faßte er selbständig den Entschluß, — den der Verführer ihm eingegeben hatte! — obgleich Moritz ihn an Weib und Kind erinnerte. „Teures Weib, gebiete deinen Tränen!“ so Hektors Abschied von Andromache. „Wir sind gleich wieder da!“ Und schon stolzierten wir über tisch- oder auch zimmerhohe Felsblöcke. Es war ja nichts Besonderes, was wir vorhatten, so einen kleinen Vorberg zu besteigen, um die Welt doch auch ein klein bißchen „von oben herab“ zu betrachten. Allmählich wurde doch ein bißchen Vorsicht nötig bei dem verwitterten Gestein; aber jetzt kamen wir in eine Schneerinne und da ging es lustig vorwärts ziemlich weit. Auf einmal eine Stimme von oben: „Du, wir müssen umkehren!“ Ich konnte keinen Grund einsehen und glaubte, es wäre vielleicht meines Freundes angestammte Liebe zu Vaterland und Herrscherhaus und darum rief ich: „Halbwegs umkehren? Was fällt dir ein. Das bißchen Berg da! Das wäre doch komisch, wenn wir darüber nicht Herr werden würden, also immer vorwärts und laß dir nichts träumen!“

So gings wieder vorwärts. Wir hatten allerdings schon ein recht hübsches Stück erstiegen und wie ich nach zehn Meter Weges an der Stelle, wo mein Freund sich vorhin befand, mich umschaute, mußte ich mir gestehen: das gebe schon eine ganz respektable Rutschpartie, und diese steile Wand versprach eine raschere Personenbeförderung, als der Orient-expreß Barabein-Goppertshofen. Aber es ist ja nicht mehr so weit bis zur Höhe, darum immer zu! Im Schnee ging es ganz nett, aber dann kam wieder das lose Gestein, wo Hand und Fuß nicht mehr so recht sicher waren. Wenn so ein Stückchen nachgäbe, — es ist freilich wahr — es gäbe eine sausende Himmelfahrt nach abwärts. Und wir zwei hier oben so allein, niemand weiß, wo wir sind; denn der Berg ist groß. Da könnte man uns lange suchen. — Gibt's nicht! Ist doch lächerlich, umkehren, wo wir schon unter dem Gipfel sind und dann — die prächtige Aussicht! — — In dieser Stunde ist mir verschiedenes klar geworden, unter anderem auch das, was der friedliche Bürger nicht leicht begreifen kann: daß einer im Gebirge abgestürzt ist und mit zerbrochenen Knochen als leblose Masse heimgebracht wurde. „Das hat ihm ja niemand befohlen, daß er da hinaufgehen soll“, sagt dann der friedliche Bürger und er hat recht, aber in dieser Stunde glaubte ich daran, daß die Gewalt der Berggeister unwidersteh-

lich ist und daß sie einen mit ehernen Banden den Berg hinaufziehen und unten an der Wand, da sitzen ebenfalls Scharen und die singen ein Lied wie weiland die Sirenen, daß einem Hören und Sehen vergeht und daß man beinah den Verstand verliert.

Ich hatte noch ein Viertel meines Verstandes; aber trotzdem kostete es mich einen riesigen Kampf und meine ganze „Ehre“ mußte ich maustot schlagen, als ich mich entschloß, meinen Widerstand gegen die Umkehr aufzugeben und es meinem Freund anheimzustellen, ob wir umkehren oder vollends hinauf gehen. Und als wieder eine günstige Schnee-Rinne kam, war ich im Innersten froh, daß ich nicht umkehren mußte. Es ging jetzt wieder sicher, wenn auch recht mühsam, vorwärts. Bald war nun auch die Höhe erreicht und mein Freund kam bereits wieder retour und sagte, es sei sehr schön. Ich ging noch vollends hinauf, und da ich noch photographieren wollte, sagte er, daß er mich unten erwarte. Aber ihm wurde das Warten zu lang, — denn ich hatte ja einen wundervollen Blick über Land und Meer, aber zum Kuckuck, neben mir war noch ein höherer Grat, darunter freilich gähnende Tiefe. „Wenn ich den noch hätte!“, dann könnte ich auch nach der anderen Seite sehen. O es sind ja bloß so 15 Meter ungefähr. — Wenn ich nur wenigstens nicht so ganz allein wäre! Aber da nahm mich der Teufel der

Habsucht und führte mich auf einen sehr hohen Berg. — —

Ja, ich war droben, aber die Einzelheiten will ich hier nicht schildern; denn voraussichtlich bekommt meine alte Tante Agnes diesen Reisebericht unter ihre große Brille und dann könnte sie den Glauben an mich und die Hoffnung auf meine Besserung wohl gar ganz verlieren, die Liebe ja allerdings nicht. Es geht halt nichts über ein Großmütterchen oder, was gleichbedeutend ist, über ein gutes Tantchen.

Die 15 Meter freuen mich freilich heute noch ganz unbändig. Als ich am ersten Grat wieder ankam, schoß mir immer der Krampf in den linken Fuß, sobald ich ihn gerade hinstellte. Da kann geholfen werden, dachte ich mir, zog meinen Rucksack herunter und hielt eine herrliche Mahlzeit mit zwei Äpfeln und dann photographierte ich nach allen Himmelsrichtungen, mußte aber freilich gut Obacht geben, daß mir mein Rucksack oder gar mein schöner Apparat nicht etwa als Expreßgut den Berg hinunter-sauste. Klappe zu! Und nun ging es mit leichtem Herzen abwärts; denn das war ja jetzt ein angenehmer Spaziergang.

Stelle dir vor, lieber Leser: die eisige Insel Spitzbergen ohne Baum und ohne Blatt im nördlichen Eismeer, und du — ganz allein auf einem hohen Berge, auf einsamer Bergspitze, das Wetter ernst. — Das

ist eine Freude zum Schreien, ein Erlebnis nicht für Worte. Die Sonne strahlte nicht mehr wie am Morgen, darum war es aber auch echt Spitzbergen. Kein Laut, nur ganz von Ferne das laute, klagende Wiewieh der aufgescheuchten Vögel unter mir, die auch manchmal zu meiner einsamen Höhe stürzten. In unheimlichem Ernste lag drunten ohne Wellen, ohne Glanz das tiefblaue Meer. Wohin das Auge schauen mag, überall das kalte Schweigen und der grausige Tod, unendliches Eis, aus dem die ehernen Berge und Felsen noch wie tröstliche Blumen heraus schauen. Nur ein Punkt im weiten, weiten Umkreis deutet noch auf Leben, das kleine Schiffchen: „Der Große Kurfürst“ weit draußen auf dem Meer. Wäre dieser Punkt fort aus dieser Landschaft, — mein Schicksal wäre erst Wahnsinn, dann Hungertod. Kein Mensch weit und breit, kein Haus, kein Brot, keine Ähre. Vielleicht daß sich ein Rentier zeigen würde, wenn ich vier Wochen tot wäre. Welches waren die letzten Stunden von André, als er mit seinem Ballon auf dem Eise landete? — — —

Für mich war jener Grat so eine Art Nordpol! —

30. Das wiedergefundene Paradies.

Heller, warmer Sonnenschein flutet herab von der Tagsonne und es glänzen Wellen und Berge. Wie

schimmert so reiches Blau aus den Spalten des Gullygletschers, besonders dort am neuen Abbruch! Wie liegt die ganze Natur so glücklich da im Gottesfrieden! Ein Sonntagmorgen! — So wehevoll ist in Spitzbergen der Werktag.

„Spaziergänge zu den hängenden Mooren“ — schließlich muß man eben doch etwas aufs Programm schreiben, damit das Kind einen Namen hat, aber eigentlich läßt es sich nicht auf's Programm schreiben, was man alles sieht. Das ist unendlich viel und Herzerquickendes oder aber auch gar nichts, als ein grüner Rasen, je nachdem man Augen hat zu sehen oder nur zu schlafen.

Unter der Sonne vollen Segeln fährt also ein Häuflein Kultur heute etwas weiter hinein in die Magdalenenbucht. Damit der Spaziergang nicht zu weit ist für unsere „Touristen“ zweiter Klasse, werden sie direkt an den hängenden Mooren ausgebootet, so daß man gleich beim ersten Schritt knietief hineinfällt ins weiche Moospolster. Ein schwellendes Polster und zugleich ein farbenprächtiges Blumenbeet mit lieblich-zarten Blumenkindern, weiß, rot und gelb. „Wenig, aber von Herzen!“ ist der Wahlspruch ihres armen Lebens. Ein Bächlein bringt in lauter Wasserfällen den armen Kindern Milch, aber kalte Gletschermilch, und doch ist es ihr größter Wohltäter, ja der eigentliche Urheber und Gärtner des Gartens: oben

auf den Felsblöcken sitzen Tausend und Abertausende von Vögeln; ihren Dünger führt das Bächlein den Berg hinab und so bildet sich am Fuße des Berges fettiger Boden, wohlgedüngt — „die hängenden Moore“ — und wer weiß, wer hier oben den ersten Pflanzensamen gesät. Es ist ein üppiges „Frühbeet“ aus den nackten Felsblöcken geworden! Blumen — Blümchen muß man sagen; denn es sind ganz blutarme, schwindsüchtige Kinderchen, die unter Tränen lachen mit dem roten Mund und den blauen Augensternen. Blümchen, die einen kurzen Sommer haben, neun Monate Winter, ein Monat Frühling, ein Monat Sommer, ein Monat Herbst, aber es leuchtet ihnen die Sonne 24 Stunden pro Tag. Ein kurzes, aber sonnenvolles Blumenleben! — Möchte man sie nicht beneiden?

Das liebliche Gärtchen am Nördlichen Eismeer ist umsäumt von glänzigen Felsblöcken, nicht bloß eine Mauer, ein ganzes Feld ist es, fruchtbar an Quadersteinen; man möchte ihnen grollen, den groben, vier-schrötigen Gesellen! — Unmöglich! denn sie tragen auf ihren starken, breiten Schultern ganz putzige, allerliebste Dullenköpfelein! Sind das herzige Tröpflein, diese Spitzbergen — Alken! So etwas Zahmes, Drolliges, Neugieriges habe ich noch nie gesehen. Aus einer Entfernung von einem oder einem halben Meter lassen sie sich fotografieren. Dabei werfen sie sehr sachver-

ständige Blicke durch die Linse hinein in die dunkle Camera. Ich setzte mich mitten hinein unter sie und ringsum schauten sie mich an, so dumm und so klug, als sie nur konnten. Ganz hübsch saßen sie in Reih und Glied auf der Felskante, Kopf an Kopf. Wenn man sich bewegte, das genierte sie gar nicht. Ich glaube, ich hätte sie streicheln können, ohne ein heiliger Franziskus zu sein, wenn nicht — — — siehe unten!

War das ein Morgen! — — Am Nördlichen Eismeer ein Paradies! Gerade wurde das letzte Schöpfungswort gesprochen: denn eben stürzte von der Gletscherwand noch das letzte Stück donnernd und polternd ins aufbrausende Meer. Das hat noch gefehlt. Jetzt ist die Schöpfung fertig und reicher Gottesfrieden liegt auf der ganzen Natur. Die Tiere sind bei dem Menschen und sie sind zahm und setzen sich ihm auf die Schulter. Sie lieben den Menschen und wissen, er ist ihr Freund. Da sind sie geborgen und sie finden bei ihm Schutz und Gegenliebe und Pilege. So denken die Vögel, und der Mensch und die Vögel, sie freuen sich am goldenen Strahl, am blauen Meer, am glänzenden Gletscher, am schwarzen Berg. Alle sind sie in Gottes Hand. „Wer in dem Schutz des Höchsten wohnt, im Schatten des Allmächtigen ruht, — — —.“ Dieses stille Glück und diese Gottesfreude, das ist der Geschöpfe erstes und schönstes Gebet.

So war das Paradies und es hat offenbar heraufgereicht bis ins Nördliche Eismeer und hier oben ist noch ein Stück Paradies stehen geblieben. Wir haben es erst wieder entdeckt!

Welche Lust zu leben in seliger Ruhe, in sonnigem Frieden! Welch wonniges Weilen im paradiesischen Frieden der Natur: das wiedergefundene Paradies! Nur gut, daß die Sonne nicht untergeht! — — —

Krach, bumm! — Ein Schuß! — Die erste Sünde! Der Fluch hallt von den Bergen wieder. Ein Schuß am Sonntag in der Kirche! Krrr — wiwiwie — — Aufliegen die erschreckten Vögel. — Aber schon sitzen alle wieder. Da — Klaff! — ein zweiter Schuß! — Der Fluch hallt von den Bergen wieder. Tausend Vögel fliegen in die Luft und schreien, schreien. Bumm! — Ein dritter Schuß! — am Sonntag in der Kirche. Abertausend Vögel schwirren durch die Luft und schreien und schreien, schreien und klagen und weinen und jammern um das verlorene Paradies.

Der Engel des Paradieses wendet sich ab und klagt:

„Die Welt ist schön all überall,

Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual!“

Die Vögel sitzen schon wieder alle in Frieden. Sie können es am ersten Tag ihres friedlichen Zusammentreffens mit dem Menschen nicht glauben, daß der

Mensch ein so fürchterliches Raubtier ist, daß der Mensch sie totschießt. Aber da! Schon wieder und wieder, Schlag auf Schlag — wie eine Schnellfeuerkanone. Schuß über Schuß, hinein in die unaufhörlich schreienden, schwirrenden Vögel. Es kam kein Cherub mit flammendem Schwert und sie weinten doch über

das verlorene Paradies! —

31. Vom Freistaat zum Polizeistaat.

Ein Rückblick in die Uranfänge der Menschheit: wie es kommen mußte!

Ein Blick in die Zukunft, ins goldene Zeitalter: wie es kommen könnte!

Wir waren 300 Passagiere, und diesen 300 Reisenden hatte der Himmel 300 dienstbare Geister geschickt. Man wird mir also glauben: als wir von Bremen ausfuhren, da war unser Schiff ein Paradies, oder wenn wir ein Staat waren, so waren wir höchstens ein Freistaat oder vielleicht gar der Zukunftsstaat der Sozialdemokratie; denn wir waren alle Menschen erster Klasse. Es gab kein Gesetz und kein Gebot, sondern bloß zarte Winke und wohlgemeinte Vorschläge und Wünsche, die sich an unseren freien, guten Willen wandten. Wir folgten und taten, was man haben wollte und das, was die allgemeine Ordnung, der

Anstand, die Ehre, das allgemeine Wohl verlangte. Die ganze Verfassung beruhte auf dem Ehrgefühl, das einem jeden in die Brust geschrieben ist. — Die öffentliche Meinung belohnte und bestrafte nach Verdienst. Wir waren alle gleich und es war keiner mehr. Der Kapitän war der erste unter Gleichen. Er gab Weisungen nur dort, wo sie notwendig waren. Sie wurden ohne weiteres, ohne Frage und ohne Zweifel gebilligt. Der Kapitän hatte viel Sorge und viel Arbeit und dazu noch die ganze Last aller Verantwortung, dafür aber viel Ehre und allgemeine Anerkennung. Es war ein herrliches Staatsleben — das goldene Zeitalter. Das war nur möglich, weil wir lauter Gebildete waren.

Schließlich aber zeigte es sich, daß noch nicht alle Passagiere einen Staat und einen König in ihrer Brust trugen. Das kommt davon her, daß unsere Bildung noch nicht ganz vollendet ist, sondern nur das erste Hauptstück. Es zeigte sich, daß die Wissenschaft eben erst das Jahrhundert der Naturwissenschaften, aber noch nicht das künftige Jahrhundert der Psychologie durchlebt hatte. Die Bildung des Menschen durch die Naturwissenschaften war so weit gediehen, daß wir in Botanik, Zoologie und Meteorologie, in Kunst und Wissenschaft Sachverständige, Fachmänner auf unserem Schiff hatten. Da aber die Wissenschaft (es war die Wissenschaft für „innere Medizin“!) die

Seele erst vor kurzem entdeckt hatte, so war natürlich auf diesem Gebiet die notwendige Abrundung und die herrliche Vollendung noch nicht erreicht. Es stellte sich klar heraus, daß die Wissenschaft erst das künftige Jahrhundert der Psychologie hinter sich haben muß, bevor der freie Staat, der Zukunftsstaat, das goldene Zeitalter und das Paradies dauernd auf Erden eingerichtet werden kann. Kein Zweifel, es wird kommen dieses goldene Zeitalter und wir dürfen ihm jetzt schon in freudiger Hoffnung entgegenjubeln, — nicht bloß, wir müssen jetzt schon den Grundstein dazu legen!

Da also, wie gesagt, die Seele erst entdeckt wurde und somit die Lehre von der Seele, die Psychologie, noch in den Kinderschuhen steckt, aus Mangel an Schulung — darum mußte unser herrlicher Freistaat notwendigerweise die Rückbildung zum Polizeistaat erleiden. Das aber ging so zu:

Der Tag war schön und die Musikkapelle sang uns Freude in die Seele — es war ja jeder Tag ein Festtag — und die Wellen sangen mit und wir sahen blühende, lachende Mädchen; auch die älteren Herrn waren sehr gemütlich und nicht so widerwärtig wie daheim, und die alte Tante häkelte fleißig. Wir hatten getollt und getanzt den ganzen Tag und hatten gescherzt und gelacht. Wir hatten gutes Brot und guten Wein und gepolsterte Lehnssessel und so bequeme Schiffsstühle. Blauduftende Wolken bliesen

wir ins Meer hinaus oder in den gemütlichen Rauchsalon hinein, auch viele Fräulein mit zartem Teint und scharfem Geist verstanden es mit den gefährlichen blauen Schlangen des Rauches zu spielen. — Wir hatten ja einen Freistaat.

Vor lauter Lust und Freude waren wir müde geworden und viele legten sich zur Ruhe nieder. Andere aber waren noch nicht müde und sie hatten noch laute Freude auf dem Sportsplatz und in den Salons. Ja sie jauchzten auch dort auf vor lauter Freude, wo die Müden schliefen oder schlafen wollten. Die Müden baten um Ruhe, aber die anderen konnten ihre Freude noch nicht zum Schweigen bringen und darum lachten sie über die „soliden Siebenschläfer“. Wiederholte Bitte — wiederholter Spott! Den Bürger des Freistaates in der Kabine quälte der Spott und der Schlaf. Er hatte einen Wunsch und ein Recht auf Schlaf und die draußen hatten eine Freude und ein Recht auf Freude, aber die Freude des einen war die Qual des anderen! Und so stritten beide Rechte — um das Recht. Da aber alle gleich waren, so besann sich der Schwächere in der Kabine, ob es denn nicht etwas geben könnte über den beiden Parteien. In jener Nacht wurde die — Autorität geboren, im Gehirn des Schlafen-wollenden, aber bald sah man sie auch in Wirklichkeit, in der Not des Lebens. Am andern Abend stand bereits ein

Polizeisoldat vor der Kabinentür, nicht mit Säbel und Handfessel, aber mit einem Kompliment und mit einer flüsternden, bittenden Stimme.

Der Pony-Ritt zum Tröllafos wurde in 2 Abteilungen und an 2 Tagen gemacht. Man konnte seinen Namen in die Liste eintragen entweder für den ersten oder für den zweiten Tag. Trotzdem aber kamen am ersten Tag auch solche, welche ihren Namen in die Liste für den zweiten Tag eingeschrieben hatten und nahmen den Berechtigten die Ponies weg. Die Folge war natürlich, daß unsere Ehrlichkeit durch eine Kontrolle ersetzt werden mußte; ein neues Gesetz mußte unsere Freiheit beschränken, und so wurden bei der nächsten Ausfahrt Kontrollkarten ausgegeben. Da aber der Freistaat immer noch an unsere Ehrlichkeit glauben wollte, brauchte man die Karten nicht vorzuzeigen und so kam es, daß auch diesmal wieder einige „sitzen“ blieben. Bei der Rückkunft wurden nun die Karten abverlangt und da zeigte es sich, daß „Vater und Tochter“ keine Karte hatten und, wie es der Zufall wollte, gehörten sie gerade jenem Stamm an, der durch seine hervorragenden Talente auf dem Gebiete des Handels eine große Machtstellung in der Welt errungen hat. „Vater und Tochter“ hatten sich gesellschaftlich unmöglich gemacht. Das war ein Todesurteil! Und die öffentliche Meinung hatte es über die geistige Persönlichkeit zweier

Personen gefällt. Kann es eine furchtbarere Strafe geben!

Spizbergen ist ein herrenloses Land und darum ein Land der Freiheit. „Eigentum ist Diebstahl und der, welcher sich zuerst Eigentum angeeignet hat, war ein Verbrecher.“ Dieser Satz der Sozialdemokratie ist vielleicht ebenso falsch als wahr. Vielleicht war der erste Besizergreifer nicht ein Dieb, sondern ein großer Wohltäter der Menschheit. Die Vögel und die Fische Spizbergens werden von den Menschen hingemordet und abgeschlachtet. Wenn nun einer sagen würde: „Halt! das Land ist mein und es darf kein Schuß mehr fallen“, wäre dieser nicht ein Wohltäter der Menschheit! Er würde dem Menschen noch das letzte Stück von dem sonst schon überall verlorenen Paradies retten. Ohne Gesetz und Zwang aber wird auch diese einzigartige Schönheit von der Erde bald verschwinden, wie wohl schon so manche verschwunden ist.

Und da soll man noch an den Zukunftsstaat glauben? Ja, das soll man! Denn wir haben jetzt die Seele entdeckt, und wenn in dem künftigen Jahrhundert der Seelenpflege dieses neuentdeckte Land so gehegt und gepflegt wird, wie in dem letzten Jahrhundert die Naturwissenschaften, so glaube ich in der Tat, daß große, vielleicht ganz unerwartete Erfolge erreicht werden, die man für ebenso unmöglich gehalten

hätte, wie das Fliegen. Das goldene Zeitalter wird kommen, wenn wir inbezug auf die Menschen einen Glauben, eine Hoffnung und eine Liebe haben, wie Christus, denn: es ist ein Licht in jedem Menschen, der in diese Welt kommt!

32. Die Geschichte Spizbergens.

Wir fahren von Norden her in die Smeerenbergbucht ein. Da lag ein Wunderwerk der Plastik ganz nahe am Strand, eine riesengroße Sphinx aus blauem Opal, ein schimmernder Eisberg. Mit erhabener Majestät und überlegener Ruhe gab diese Sphinx uns modernen Menschen das Rätsel des Lebens auf: Was ist das Kostbarste auf der Welt? — „Das Gold, das Gold, der Diamant!“ schrie Schmöck & Cie. „Gesundheit, Zufriedenheit“ meinten andere und ein Backtschlein hauchte: „Ach! — die Liebe!“ Wäre es die alte Sphinx von Theben gewesen, so hätte sie uns alle verschlungen, so aber lachte sie nur über uns und spottete: „O ihr Gold- und Liebesucher — das Scher!“

Sehr mit Recht hat sich das Rätsel des Lebens, diese Sphinx aus leuchtendem Kristall, hier vor die Amsterdam-Insel postiert; denn von Amsterdam aus wurde Spizbergen im Jahre 1596 entdeckt. Wie sonst meist auf der Welt, so ist die Geschichte auch hier eine grausame Sphinx gewesen. Auch im Nördlichen

Eismeer beginnt die glorreiche Geschichte der Menschheit mit einer Schlacht. Die Engländer haben den Holländer ihr Schmer abgenommen und sie leer heimgeschickt. Das ging natürlich nicht ohne Blut und Wunden. Die Folge davon war, daß die Holländer ihre Kriegsschiffe mitnahmen und so kam es zum Frieden, worin die neuentdeckte Welt im Nördlichen Eismeer verteilt wurde. Den meisten Nutzen aus dieser Speckkolonie zogen die Holländer. Das ist ihr Ruhm und ihre Schande; denn es begann nun ein wüstes Schlachten und Morden, so daß der fast unheimliche Reichtum an Walen rasch abnahm. Damals hatte man noch nicht nötig, weit ins Meer hinauszufahren. Ganz nahe am Lande wurde die kostbare Beute erlegt und auf der weiten Niederung der Amsterdamsinsel war damals Trankessel an Trankessel und eine ganze Stadt von Arbeiterhütten und Packhäusern. Sogar Wirtshäuser mit weiblicher Bedienung und mit sehr fidelem Leben standen damals an diesem einsamen Strand. „Hier lagen mitunter bis 300 Schiffe aller Nationen mit 12000 Mann Besatzung vor Anker“ sagt Wallsee („Der Island- und Spitzbergenfahrer“). Speck gab es viel und Speck war Geld, daher das lustige Leben in den Schenken. Viele schafften sich reich und vielleicht noch mehrere tranken sich arm.

Jetzt ist der Strand einsam und verlassen, denn die Tiere sind alle vernichtet und die Goldgrube ist

ausgeschöpft. Was man noch sieht, das sind schwere Walfischknochen und — ein Massengrab. Die Königin von Holland hat die menschlichen Gebeine, die ebenso zerstreut umherlagen wie die Walfischknochen, in einem Grab sammeln lassen, darauf wurde ein Denkstein gewälzt und ein Ruder hineingesteckt — in memoriam, zum Gedenken! Gräber und Ruinen — das sind die stimmungsvollen Denkmäler der Geschichte, in der großen Weltgeschichte wie in der kurzen Geschichte Spitzbergens.

Gleich nebenan, auf der Däneninsel liegt die Ballonhalle von dem kühnen und kecken Nordpolfahrer Andrée, ein Denkmal der Ehre.

Eben wird in der engen Straße, welche diese beiden Inseln trennt, ein großer Dampfer sichtbar. Droben auf dem Sonnendeck hat der „Blitz“ eingeschlagen! Der Dampfer von der Hamburg-Amerika-Linie hat uns die neuesten Nachrichten vom Festland auf drahtlosem Wege zugeschickt. Und wenn einmal Zeppelin von hier aus regelmäßige Passagierfahrten zum Nordpol eingerichtet hat, dann beginnt wohl ein neues Zeitalter in der Geschichte Spitzbergens, vielleicht der ganzen Welt. Vielleicht weiß dann die grausame Sphinx der Geschichte etwas Schöneres zu erzählen, als wie bisher nur von Blut und Schwert, von Krieg und Kronen! Im Innern der Sphinx von Ägypten hat man das Heiligtum des höchsten Gottes gefunden! — Den Enkeln Heil!